An der Memel.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band.

Berlin 1872.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

I.

Margaretha Formbach hatte von ihrer Strafzeit vier Jahre, Wolfgang Huber von der seinigen zwei Jahre verbüßt. Sie hatten sich nie gesehen, nie von einander gehört; sie wußten nichts davon, daß sie seit zwei Jahren unter demselben Dache lebten und litten.

Gewöhnlich ist es nicht so in den Zuchthäusern, auch unter dem neu erfundenen Isolirsystem nicht. Die Einförmigkeit des Lebens, wenn es auch ein vollauf beschäftigtes ist, sucht nach Abwechselung; kann die Gegenwart diese nicht anders bieten, so sucht man sie in der Vergangenheit; jeder erzählt seine Geschichte, muß die der andern erfahren. Ist es dabei nach dem alten lateinischen Sprichworte dem Leidenden ein Trost, Leidensgefährten zu haben, so will Jeder zunächst wissen, wer die sind, die mit ihm leiden. So kennt in Zucht=

häusern und anderen Gefängnissen der Regel nach sich Alles.

Mit Margaretha Formbach und Wolfgang Huber war es anders. Beide waren keine mittheilsame Naturen, die Frau nicht vermöge ihres stillen, in sich zurückgezogenen Wesens, der junge Mann aus Stolz nicht. Keiner von ihnen hatte jemals mit seinem Mitgefangenen über sich selbst gesprochen; so wußte kein Mitgefangener etwas von ihnen.

Beide wurden auch in der Strafanstalt durch nichts ausgezeichnet; sie wurden behandelt, wie jeder andere Strafgefangene. Wolfgang Huber arbeitete in der großen Tischlerwerkstatt der Anstalt; Margaretha Formbach wurde in der großen Waschküche beschäftigt, und wenn hier keine Arbeit für sie war, in den Spinnsälen.

Die Tischlerwerkstatt war in dem ersten Stock des Nordflügels des alten Schlosses; die Waschküche war zu ebener Erde und der Spinnsaal in dem ersten Stock des östlichen Flügels.

Frauen und Männer waren überhaupt geschieden, kamen niemals zusammen.

Freilich jeden Sonntag in der Kirche, der alten Ordenskirche des südlichen Flügels; aber auch hier fand natürlich die strengste Sonderung der Geschlechter statt; die Männer konnten nicht die Frauen, die Frauen nicht die Männer sehen.

Ein Zufall führte eines Tages Margaretha Formbach und Wolfgang Huber zusammen.

Ihm hatte der Aufseher der Tischlerwerkstatt den Befehl ertheilt, von einem Gefangenwärter etwas zu holen. Er ging zu der Stube des Gefangenwärters, fand diesen nicht, hörte, daß er in der Waschküche der Frauen sei. Er ging zu der Küche; sein Auftrag war ein eiliger. In dem Augenblicke, als er eintreten wollte, kam ihm aus der Thür eine Gefangene entgegen.

Er erschrak, als er plötzlich die schlanke Gestalt, das feine, blasse, kummervolle Gesicht vor sich sah, als ein einziger Blick auf diese Formen, auf diesen Ausdruck, auf Haltung und Bewegung ihm zugleich sagte, sie müsse auch den höheren, den gebildetsten Ständen angehören. Und sie stand in der groben grauen Kleidung der gemeinsten, der verworfensten weiblichen

Sträflinge vor ihm, und die grobe Kleidung der Verworfenen umgab die Schönheit der Gestalt, wie des Antlitzes mit einem wunderbaren Zauber. Und er wußte nichts von dieser Frau, hatte nie ein Wort von ihr vernommen, und sie weilte hier mit ihm, vielleicht schon lange, schon so lange, als er hier war.

Er erschrak, er vergaß seinen Auftrag und konnte nur die schöne, leidende, mit ihm leidende Gefangene anstarren.

Sie hatte für ihn nur einen Blick der gewöhnlichsten Neugierde. Er war auf dem Wege zu der Waschküche der Frauen, die kein männlicher Gefangener betreten durfte.

Vielleicht wußte er es nicht; er war wohl noch neu und unbekannt hier.

„Suchst Du Jemanden?“ fragte sie ihn.

Wie jeder Sträfling von den Beamten der Anstalt mit Du angeredet wurde, so war auch unter den Sträflingen die allgemeine Sitte, sich zu duzen. Sich der Sitte entziehen zu wollen, wäre Ziererei, übel angebrachter Hochmuth gewesen. Margaretha Formbach wollte sich am wenigsten auszeichnen.

Den jungen Mann durchzuckte das vertrauliche Du von diesen Lippen dennoch. Die Frage vermochte er nicht zu beantworten.

„Wer sind Sie?“ flüsterte er.

Da stand der Gefangenwärter, den er suchte, in der Thüre.

Der Zorn entbrannte auch schon in dem Gesichte des gestrengen Mannes.

„Ah, Ihr schwätzt zusammen; Ihr flüstert! Mit Dir, Weib, werde ich nachher sprechen; fort in die Küche zurück. Und Du, Bursch, was hast Du hier zu suchen? Hier bei den Weibern?“

„Ich suchte Sie, Herr Wachtmeister.“

„Und flüsterst mit dem Weibe?“

„Ich wollte sie nach Ihnen fragen?“

„So, so! Es wird sich nachher finden. Was willst Du von mir?“

Der Gefangene richtete seinen Auftrag aus.

Am Abend wurde Wolfgang Huber zu dem Inspektor gerufen, der ihm verkündete, daß er, weil er heimlich mit einem der Weiber gesprochen, vierund-

zwanzig Stunden in Dunkelarrest komme, unter Entziehung der halben Kost.

Die Strafe nahm er ohne Murren auf sich.

Und die Gefangene, mit der er gesprochen hatte? War sie nicht zu der nämlichen Strafe verurtheilt? Unschuldig verurtheilt durch seine Schuld? Fragen durfte er nicht. Aber einen Zweifel konnte er nicht haben.

In dem undurchdringlichen Dunkel der einsamen Zelle stand während der ganzen vierundzwanzig Stunden das Bild der schönen bleichen Frau vor ihm, die nun auch noch für ihn litt.

Wer war diese Frau? War sie wirklich jetzt durch ihn, mit ihm bestraft? Bei dem zähen Charakter des jungen Mannes, dessen Energie durch Hindernisse nur herausgefordert wurde, kamen die Fragen ihm gar nicht aus dem Sinne; sie waren sein einziger Gedanke; sie mußten ihm gelöst werden.

Sollten sie es, so mußte er vor allen Dingen vorsichtig zu Werke gehen.

In der nächsten Woche bot sich ihm keine Gelegenheit dar.

Der nächste Sonntag sollte sie bringen, der gemeinsame Gottesdienst in der Kirche.

Sämmtliche Strafgefangene mußten Theil daran nehmen.

Die Männer waren durch eine hohe Wand von den Weibern geschieden. Jedes Geschlecht hatte auch einen besondern Ein- und Ausgang des Gotteshauses. Außerdem traten die Frauen erst nach den Männern ein und verließen nach diesen wieder die Kirche. Es schien keine Möglichkeit vorhanden zu sein, daß Wolfgang Huber die Frau, die er suchte, nur zu Gesicht bekomme. Um so ausgemachter war es bei ihm, daß er sie sehen müsse. Er erreichte seinen Zweck.

Bei dem Heraustreten der männlichen Gefangenen blieb er draußen vor der Kirchthür zurück. Er hatte sein Gesangbuch vergessen, er wollte, wenn endlich die Frauen vorbei seien, zurückkehren, um es zu holen; er sagte dies dem Gefangenwärter, der den Zug der Sträflinge schloß. Der Gefangenwärter hatte nichts dagegen, verlangte nur, daß er, während die Frauen vorbeigingen, sich auf die Seite stelle. Dies that er.

Die Frauen gingen an ihm vorüber; er sah wieder die schöne Gestalt, das bleiche, edle Antlitz.

Sie sah ihn nicht. Sie ging still, gesenkten Hauptes, gesenkten Blickes.

Er hatte erreicht, was er heute erreichen wollte.

Die Frauen — wie auch die Männer gingen paarweise. Die, die er suchte, war in dem achten Paare rechts. In der Ordnung, wie sie kamen, mußten sie in der Kirche gesessen haben. So war es bei den Männern, also sicher auch bei den Frauen.

Der fünfzehnte Frauensitz in der Kirche war folglich der der Gefangenen, die er nicht kannte.

Er wußte damit genug.

Er holte sein Gesangbuch aus der Kirche zurück.

In seiner Zelle schlug er den Gesang auf, der am nächsten Sonntag gesungen wurde.

Er punktirte darin eine Anzahl Buchstaben mit einer Nadel.

Schreibmaterial führte kein Gefangener, nicht einmal den Stumpf einer Bleifeder.

Eine Stecknadel fand sich leicht.

Die Kirche wurde jeden Sonnabend gereinigt. Sie blieb dann, um frische Luft hineinzulassen, den ganzen Nachmittag geöffnet.

Am nächsten Sonnabend machte sich Wolfgang Huber in dem Schloßhofe, in der Nähe der Kirche, etwas zu schaffen. Er konnte es leicht. Es fehlte ihm ein Stück Holz bei der Arbeit in der Tischlerei. Auf dem Hofe lag altes Holz. Er erhielt die Erlaubniß, es auf dem Hofe zu suchen.

Er ging hin. Sein Gesangbuch hatte er in seinen Kleidern verborgen. Er war einen Augenblick auf dem Hofe unbemerkt. Er eilte in die Kirche, in die Frauenabtheilung. Er fand den Sitz Nummer 15. Er legte das Buch darauf nieder. Das Blatt, das er mit seinen Punkten versehen, hatte er noch besonders eingeschlagen.

Er eilte zurück. Niemand hatte ihn gesehen.

Am folgenden Sonntag Morgen wurde er wie gewöhnlich mit den andern männlichen Gefangenen in die Kirche, aus ihr wieder zurückgeführt. Die Gefangene sah er nicht; er hatte es auch nicht erwartet.

Ueber das, was er erwartete, konnte er erst am Montage Gewißheit erhalten.

Er machte sich bei seiner Arbeit wieder etwas zu schaffen, das ihn auf den Hof führte.

War sein Gesangbuch in die rechten Hände gekommen? War seine Punktschrift verstanden? War sie angenommen? Er hatte keine Ruhe, keinen Schlaf, bis er es wußte.

An der Kirchthür der Frauen war ein alter Pfeiler.

Hinter diesem suchte er.

Er fand sein Gesangbuch. Er verbarg es.

In die rechten Hände war es gekommen. Seine Schrift war auch gelesen, verstanden.

Aber welche Aufnahme hatte sie gefunden!

Er konnte es erst am Abend erfahren, als er allein in seiner Zelle war.

Er schlug das Buch auf.

Er hatte in dem Gesange folgende Buchstaben in folgender Reihenfolge mit der Nadel punktirt, daß sie die Worte bildeten:

„Ein Unglücklicher muß Sie sprechen. In der Küche oder wo sonst? Und wann? Werfen Sie das Buch hinter den Pfeiler der Thür!“

In derselben Weise war mit einer Stecknadel geantwortet:

„Am Mittwoch, zwei Uhr Nachmittags in der Küche.“

„Angenommen!“ jauchzte es in ihm.

Am Mittwoch, Nachmittags um zwei Uhr war er in der Waschküche, in der er sie zuerst gesehen hatte. Einen Vorwand, sich von der Arbeit zu entfernen, fand er leicht.

Margaretha war in der Küche allein, wie er es erwartet hatte.

Sie hatten nur wenige Minuten, vielleicht nur eine.

Sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Er zitterte; die Sprache versagte ihm.

Sie hatte in dem Adel ihrer Seele ihre volle, erhabene Ruhe.

„Kann ich Ihnen in etwas nützlich sein?“ fragte sie ihn.

Er hätte sich vor ihr niederwerfen mögen.

Ihr klarer Blick hielt ihn zurück.

„Wer sind Sie?“ sprach sie. Sie sagte es gütig.

Er nannte ihr seinen Namen.

„Und Ihr Verbrechen?“

Er erzählte es ihr.

„Sie sind ein Unglücklicher,“ sagte sie mitleidsvoll.

„Und auch Sie!“ rief er. „Sie — wie nenne ich Sie?“

„Margaretha Formbach,“ sagte sie mit ihrer Ruhe.

Er kannte den Namen nicht.

„Sie sind keine Verbrecherin!“ rief er.

Sie warf einen tief forschenden Blick in die Augen des jungen Mannes. Sie gewahrte ein unruhiges, ein wildes Feuer, das darin brannte. Ein Schreck, ein Schauder durchfuhr sie.

„Doch!“ sagte sie. „Ich bin eine Mörderin.“

„Wie ich!“ rief er. „Nein, nein, Sie sind unschuldiger als ich. Auf Ihnen kann keine Schuld lasten!“

„Doch!“ sagte sie noch einmal. „Ich bin eine schwere Verbrecherin.“

„Theilen Sie mir Ihr Verbrechen mit.“

Sie sann nach.

„Sie müssen fort," sagte sie dann. „Es kommt Jemand."

„Nein, nein! Niemand kommt. Erzählen Sie mir. Ich stelle mich auf Wache unterdeß."

Sie blieb ruhig. Es galt, auch seine Aufregung zu beseitigen.

„Jetzt nicht," sagte sie, „ich muß mich sammeln."

„Ein ander Mal?" rief er jubelnd. „Ich darf Sie wiedersehen? O, sagen Sie ja. Sagen Sie aus Barmherzigkeit ja."

Sie mußte sich seiner entledigen. Es konnte in der That jeden Augenblick Jemand kommen.

„Ja!" sagte sie.

„Wann? Wann?"

Sie überlegte.

„Am nächsten Sonnabend," sagte sie; „des Abends kurz vor Dunkelwerden."

Das Glück leuchtete aus seinen glühenden Augen.

Sie mußten sich trennen.

Er ergriff ihre Hand; er drückte seine Lippen darauf.

Im Zuchthause; in der Waschküche des Zuchthauses; zwei Züchtlinge in der groben Kleidung der

Verworfenen; zwei Herzen voll Reinheit, voll Unglück, voll Schmerz und Sehnsucht.

Am nächsten Sonnabend, eine halbe Stunde vor Dunkelwerden, wurden die sämmtlichen in den Arbeitssälen und andern Räumen des Zuchthauses gemeinsam beschäftigten Gefangenen in ihre Zellen entlassen, um diese für den morgenden Sonntag zu reinigen und zu ordnen.

In drei Minuten war Wolfgang Huber in seiner Zelle fertig. Er eilte nach unten, wo die Waschküche war. Einem Aufseher, der ihm begegnete, sagte er, er wolle an dem großen Brunnen auf dem Hofe Wasser holen.

In der Waschküche war Margaretha Formbach; sie war allein da.

Sie hatte mit ihren Kameradinnen die Küche gesäubert und geordnet. Die Anderen waren dann in ihre Zellen gegangen; sie war zurückgeblieben, um noch eine Arbeit vorzunehmen, von der die Vorsteherin der Küche schon längst gesprochen hatte.

Er stürmte zu ihr. Er wollte wieder ihre Hand ergreifen.

„Margaretha, wie glücklich machen Sie mich. Dieses Zuchthaus —“

Sie unterbrach ihn.

Sie hatte ihre Hand zurückgezogen. Sie stand in ihrer klaren, stillen Ruhe erhaben vor ihm.

„Keine Leidenschaft hier!“ sagte sie. „Unsere Lage verbietet sie, mir zudem mein Herz. Sollen wir noch eine Minute beisammen bleiben, sollen wir uns wiedersehen, es kann nur mit der Ruhe sein, mit der zwei unglückliche Geschwister einander Muth und Trost zusprechen. Wollen Sie mir diese Ruhe geloben und fühlen Sie sich im Stande, das was sie geloben, halten zu können, so bleiben Sie.“

Sie hatte mit so viel Hoheit gesprochen, und doch mit so viel Güte.

Hoheit und Güte reinigen die Leidenschaften eines unverderbten Herzens.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Wolfgang Huber. „Ich gelobe Ihnen, was Sie von mir fordern. Ich bin ein Ehrloser, wenn ich jemals mein Wort breche.“

Sie reichte ihm ihre Hand. Sie war selbst angegriffen.

Er führte die Hand nicht wieder an seine Lippen; er drückte sie nur sacht mit der seinigen; dann ließ er sie wieder los.

„Seien wir Geschwister," sagte sie. „Ich nenne Sie Wolfgang und Sie mich Margaretha, und —"

„Aber bei dem Sie bleiben wir!"

„Und Du!" hatte sie sagen wollen.

Da sah sie in seine Augen, die wieder zu leuchten begannen. Sie erschrak, nicht für sich. Sie sprach die anderen Worte.

„Und nun erfahren Sie mein Verbrechen," sagte sie.

Sie erzählte ihm ihre That.

„Das wäre ein Verbrechen?" rief der junge Mann. „Sie wären eine Verbrecherin? O, wie viel tausendmal weniger als ich sind Sie es! Welche Gesetze der Menschen! Welche Richter!"

„Und Ihr Gatte?" fragte er dann.

Sie hatte ihm nur bis zu ihrer Verurtheilung erzählt.

„Ich habe keinen Gatten mehr," antwortete sie still.

„Er ist todt?"

„Er lebt, aber er ist mein Gatte nicht mehr."

Wolfgang Huber starrte sie an.

Sie bedeckte ihr Gesicht, daß er den Schmerz ihrer Seele darin nicht lesen solle —; dann sprach sie mit leiser zitternder Stimme:

„Er ließ sich von der durch das Zuchthaus Entehrten scheiden."

„Der Elende! Das Ungeheuer!" rief der junge Mann.

Margaretha Formbach nahm die Hände von ihrem Gesichte. Es hatte wieder seine klare, edle Ruhe.

„Die Ehre forderte es von ihm," sagte sie.

„Sagen Sie die Ehrlosigkeit, die Gemeinheit."

Sie hatte ihre volle Fassung wieder.

„Trennen wir uns für heute! Wir dürfen uns nur mit ruhigen Herzen sehen. Heute vermögen wir das nicht mehr."

„Und wann sehe ich Sie wieder?"

„Am nächsten Sonnabend."

„Hier, um diese Zeit?"

„Hier, um diese Zeit."

„Und," fragte er noch, „wann wir uns sonst etwas zu sagen haben, wenn wir uns hier nicht sehen könnten,

darf ich das Gesangbuch wieder zu Hülfe nehmen?“

„Ja,“ sagte sie. „Aber legen Sie es nicht mehr auf meinen Platz in der Kirche. Es könnte auffallen. Hinter dem Pfeiler der Kirchthüre ist es sicherer verborgen. Ich komme dort täglich vorbei,“

„So kann ich es täglich dort hinlegen?“

„Nur, wenn Sie mir etwas Besonderes zu sagen haben,“ bat sie.

Er hatte noch eine Frage:

„Wurden Sie gestraft, als ich hier, bei unserem erstem Begegnen mit Ihnen gesprochen hatte?“

Sie lächelte.

„Wahrscheinlich gerade so wie Sie, mit vierundzwanzigstündigem Dunkelarrest.“

„Sie litten durch meine Schuld?“

„Das waren keine Leiden. Ich konnte einmal ganz für mich allein sein.“

Sie sahen sich am nächsten Sonnabend wieder. Sie war wieder ruhig, wie immer.

Er war weniger unruhig. Nur sie war die ganzen acht Tage sein Gedanke gewesen; ihr Bild hatte mit jener klaren, milden Hoheit vor seiner Seele gestanden;

wie hätten seine Gefühle wieder wild auflodern können?

Sie mußte ihm wieder von sich erzählen; er mußte Alles von ihr wissen.

Sie konnte ihm nur noch wenig mittheilen.

„Vor zwei Jahren war ihre Mutter gestorben; aus Gram.“ Das war die letzte Nachricht, die sie aus der Außenwelt erhalten hatte. Sie hatte ja auch draußen keine Angehörigen mehr. Ihr Mann hatte die Scheidungsklage schon in den nächsten drei Monaten nach ihrer Abführung in das Zuchthaus gegen sie eingereicht. Der Scheidungsprozeß war rasch entschieden. Sie hatte keine Einwendungen gegen die Klage erhoben; sie hatte gegen das Urtheil, das sie für den schuldigen Theil erklärte, nicht appellirt.

„Aber Sie sehnen sich dennoch in die Welt zurück?“ fragte Wolfgang Huber.

„Ich denke oft darüber nach,“ erwiderte sie. „Ich lebe hier ohne Sorgen. Draußen vor der aus dem Zuchthaus Entlassenen schließt sich jede Thür.“

„Sie hätten die Freiheit!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Weniger als hier. Hier üben nur Gesetz, Ord-

nung und Regel ihren Zwang über mich aus, und, ich kann es nicht leugnen, in humaner Weise. Draußen bin ich abhängig von der Willkür, von Ab- und Zuneigung der Menschen."

„Regel und Ordnung," sagte Wolfgang Huber. „Gerecht mögen die Beamten hier gegen Sie sein, auch vielleicht human. Aber keiner hat ein Herz für Sie. Sie finden hier keine Liebe."

„Dafür auch keinen Haß, keine Verachtung!"

„Aber," sagte der junge Mann. „Sie sprachen doch vorhin mit Genugthuung davon, daß Sie einmal einen ganzen Tag allein hätten sein können."

Sie lächelte.

„Die aristokratische Natur wird manchmal widerspenstig in mir."

Ihr Lächeln wurde doch schmerzlich, und sie setzte hinzu:

„Ich mache mir jedesmal Vorwürfe darüber. Ich muß freilich mit Menschen zusammenleben, die einen beschränkteren Gesichtskreis haben, als ich, deren Gefühle weniger fein sind, als die meinigen. Aber sie sind Alle Verurtheilte, Verbrecherinnen, Sträflinge, wie ich.

Keine will sich gegen mich überheben, keine beansprucht einen Vorzug vor mir; Alle, wie unglücklich sie selbst sind, fühlen das Unglück der Andern. Sie Alle umschlingt das gemeinsame Band des Unglücks, des Mitleids und der gegenseitigen Achtung. Ja, ja, Achtung! Ich nehme das Wort nicht zurück. Wir achten uns gegenseitig, weil die Welt uns verachtet. Und ich denke, darin liegt doch Liebe!"

„Wie milde Sie urtheilen!" sagte der junge Mann.

„Erleichtert mir das nicht meine Lage?" fragte sie.

Er hatte noch einen Einwurf:

„Die schweren, niedrigen Arbeiten! Sie waren zu etwas Anderem bestimmt! Sie müssen hier Dienste leisten, die man in einem guten Hause der Magd nicht zumuthet!"

„Und Sie meinen, mein Freund, das mache mich unglücklich?"

„Kann es anders sein?"

„Es ist anders, diese — diese zerstreuen mich; ich lerne durch sie; sie stärken meinen Körper."

Sie mußten sich trennen für heute.

Am nächsten Sonnabend waren sie wieder beisammen.

Wolfgang Huber war wieder unruhiger.

Sie sah es in ihrer immer klaren Ruhe.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie ihn.

„Ich kann die Ruhe nicht erringen, die ich an Ihnen bewundern muß.“

Ein heller Freudenstrahl leuchtete aus ihrem Auge.

„Ach, Gottlob, daß es das ist. O, Wolfgang, Sie sind auf dem Wege, das Glück zu finden! Auch ich habe lange, schwer kämpfen müssen. Wie ich in dem Kampfe nicht nachließ, hatte ich den Sieg. Auch Ihnen wird er werden.“

Er mußte ihr dann von sich erzählen, wie sie früher ihm ihr Leben mitgetheilt hatte.

Ihm lebten noch seine Eltern, mehrere Geschwister. Seine Verurtheilung zum Zuchthause hatte man sie nicht entgelten lassen. Sie entzogen ihm ihre Liebe, ihr Mitleid, ihre Achtung nicht. Er erhielt monatlich Briefe von Hause; er durfte monatlich dahin schreiben. Etwas Anderes, auch nur die geringste Unterstützung, litt

die Ordnung des Zuchthauses nicht, die „Hausordnung,“ wie man auch hier sagte.

Er hatte sich überhaupt in diese Hausordnung gefügt; aber widerwillig grollend. In der Brust des Mannes, des jungen, kräftigen, leidenschaftlichen Mannes empörte sich immer und immer das geknechtete Gefühl der Freiheit. So war es noch heute.

„So darf es nicht mehr mit Ihnen sein, Wolfgang,“ sagte die Frau zu ihm. „Sie müssen als Mann tragen, mit Muth.“

„Trage ich nicht muthig?“ fragte er. „Schließt der Groll den Muth aus?“

„Der Muth,“ erwiderte sie, „ist nur ein freudiger; er erhebt über das, was man mit ihm besitzt. Der Groll drückt nieder. Der Muth ziert, ehrt, adelt den Mann. Der Groll —“

„Halten Sie ein, Margaretha,“ rief er. „Sie wollten ein hartes Wort aussprechen. Thun Sie es nicht.“

„Nur noch Eins,“ sagte sie. „Der klare, feste, sichere Muth wird Ihnen auch die Ruhe wiedergeben.“

Als sie am darauffolgenden Sonnabend wieder beisammen waren, sagte Wolfgang Huber:

„Sehen Sie mich an, Margaretha, ob Sie keine Veränderung an mir finden.“

Sie schaute ihn an:

„Ihr Auge ist klarer,“ sagte sie, „Ihre Wangen sind frischer. Ja, Ihr ganzes Aussehen hat einen anderen Ausdruck bekommen.“

„Ich freue mich, daß Sie es finden, Margaretha. Ich vermochte den Groll aus meinem Innern zu verbannen. Ich verdanke es Ihnen.“

Sie reichte ihm ihre Hand.

Er wollte sie küssen.

„Nicht das,“ sagte sie, „wenn ich sie Ihnen jemals soll wiedergeben dürfen.“

Er drückte leise die Hand.

So läuterte und erhob die durch die schwersten Leiden selbst geläuterte und erhabene Frau den jungen Mann.

Er zählte dreiundzwanzig, sie fünfundzwanzig Jahre.

Sie vergaßen Beide ihre Leiden, ihre Jugend; keines von ihnen sah mehr die Schönheit des Anderen. Sie waren glücklich, sie waren zufrieden. Sie verrichteten die Woche über ihre schweren Arbeiten in Freudig-

keit, mit dem Gedanken aneinander, mit der Sehnsucht, am Ende der Woche sich wieder zu sehen, in dem Vorgenusse des Glückes dieses Wiedersehens.

So verrichtet ja auch der Arbeiter draußen in der Welt, der kleine Handwerker, der Taglöhner, sein saures Tag- und Wochenwerk in der Aussicht auf den Sonntag, der ihm im Kreise der Seinigen Erholung und Erquickung bringt.

Ihr Wiedersehen war das zweier Freunde.

An eine Veränderung ihrer Lage hatten Wolfgang und Margaretha schon früher selten gedacht. Wie hätten sie aus dem Zuchthause erlöst werden, wie hätten sie daraus entkommen können? Und wenn auch, was sollten sie draußen in der Welt, was waren sie dort? Margaretha Formbach wußte keinen einzigen Menschen, der ihr, dem sie angehörte. Sie stand in der Freiheit verlassener da, als im Zuchthause, weil gemieden, verachtet, zurückgestoßen; sie fand nicht einmal die Arbeit einer Dienstbotin, einer Tagelöhnerin. Wolfgang Huber fand noch die Unterstützung seines Vaters, aber nur um drüben in Amerika mit Abenteurern, Schwindlern und Verbrechern aller Art, wenn

er nicht selbst Schwindler und Verbrecher werden wollte, ein zweifelhaftes, mühseliges und erbärmliches Dasein sich zu suchen.

Jetzt, da sie sich hier gefunden hatten, begannen sie fast mit Schrecken daran zu denken, daß es anders mit ihnen werden könne. Eine Trennung gar!

„Es wäre mein Tod, Margaretha," sagte der junge Mann.

Sie erwiderte ihm ruhig:

„Sie müßten es doch tragen, Wolfgang, und Sie würden es. Sie sind ein Mann geworden."

„Und Sie, Margaretha?"

„Ich? Würden Sie frei, Wolfgang, und glücklich, daß es Ihnen wohl gehe — und ich würde es je erfahren — ich würde hier glücklich sein, wie eine Mutter über das Glück ihres Sohnes. Wenn aber ich die Freiheit wieder erlangte und Sie müßten hier bleiben. Nein, nein, mein theurer Freund —. Aber sprechen wir nicht von unmöglichen Dingen."

Sie war doch ergriffen. Sie mußte mit der Hand über die Augen fahren, damit keine Thräne hervor quoll.

Sie sprachen nie wieder über den Gegenstand.

Sie waren zufrieden in der Gegenwart; sie sahen nur Leiden in der Zukunft.

Es sollte anders mit ihnen werden.

Beinahe ein halbes Jahr lang hatten ihre wöchentlichen Zusammenkünfte unentdeckt und ungestört stattfinden können. Sie waren beide vorsichtig gewesen; sie hatten keine Minute von der Zeit überschritten, in der sie sich sicher wußten.

Ein Zufall entdeckte ihr Geheimniß, zerstörte ihr Glück.

Ein Gefangenwärter, der in der Waschküche etwas vergessen hatte, trat plötzlich zu ihnen ein, sah sie beisammen, erschrak, mußte als gewissenhafter Mann seine Pflicht erfüllen und dem Direktor Anzeige machen. Es that ihm leid. Die geschiedene Formbach wie Wolfgang Huber waren in ihrer ganzen Führung die musterhaftesten Gefangenen. Aber es ging nicht anders: der Beamte durfte keine Verantwortlichkeit auf sich laden.

Das durfte auch der Direktor nicht, dem die Ge-

schichte der beiden Gefangenen genauer bekannt war und der um desto innigeres Mitleid für sie fühlte.

Margaretha Formbach wurde in einen Webesaal der Frauen versetzt.

Wolfgang Huber blieb zwar in der Tischlerei, für die er sich besondere Fertigkeiten erworben hatte, wurde aber jeden Abend nach Beendigung der Arbeit durch einen Aufseher in seine Zelle geführt und darin eingeschlossen.

Die beiden sahen im Zuchthause sich nicht wieder.

Aber erfahren mußten sie von einander, und dafür gab es nur Einen Weg.

Das Gesangbuch wurde wieder zur Hand genommen.

Nicht die Frau wagte es zuerst. Es hätte entdeckt werden, sie hätte den jungen Mann in neue Verlegenheiten bringen können.

Aber für Wolfgang Huber war eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Geliebten unerträglich.

Er liebte sie. Er hatte es ihr nie gesagt; er hatte es vielleicht früher selbst nicht gewußt. Die Trennung

hatte es ihm klar gemacht, sein Gefühl zur bewußten, unwiderstehlichen Leidenschaft gesteigert.

Er punktirte in seinem Gesangbuche:

„Ich höre nichts von Ihnen. Soll ich leben, so sagen Sie mir, wie es Ihnen geht.“

Er wußte in der Mittagszeit einen unbewachten Augenblick zu finden, das Buch hinter den Pfeiler der Kirchenthür zu verbergen.

Erst acht Tage später fand er einen andern Augenblick, es zurückzuholen.

Es lag da. Aber in seiner Zelle fand er keine Antwort darin. Margaretha Formbach hatte es entweder gar noch nicht bemerkt, oder es nicht bemerken, ihm nicht antworten wollen.

Die Ungewißheit machte seinen Zustand um so qualvoller.

„Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir,“ schrieb seine Nadel unter die frühern Buchstaben.

So legte er das Buch wieder hin.

Als er in der darauf folgenden Woche wieder nach ihm sah, war es nicht mehr da.

„Sie hat es gefunden, aufgenommen!“ jubelte es in ihm.

Hätte ein Anderer es gefunden, so wären Nachforschungen angestellt und man wäre zuletzt auf ihn gekommen.

„Aber wird sie mir antworten?“

Er fand auch eine Antwort.

Margaretha Formbach hatte schon längst nach dem Buche sich umgeschaut; mit Angst und Sorge zuerst, nicht blos um eine Entdeckung: War der junge Mann ruhig geworden, ruhig geblieben? Oder war die Leidenschaft, das heftige Wesen in ihm wieder erwacht? Dann aber — zeigte nicht schon diese Angst um ihn, daß er ihrem Herzen näher stand, näher, als sie es selbst wußte oder sich sagen mochte? Das Herz wollte, mußte dennoch sein Recht haben. Bald hoffte sie das Buch zu finden; sie wurde traurig, unmuthig, unglücklich, als sie es nicht fand.

Da sah sie es eines Sonntags, als sie zur Kirche geführt wurde. Sie sah von ihm nur eine Ecke, kaum wie die Spitze eines Fingers. Ihr Herz klopfte; ihr Gesicht glühte. Sie konnte es erst bei der Rückkehr

aus der Kirche aufnehmen. In der Kirche kam eine heftige Unruhe über sie. Sollte sie es aufnehmen? Durfte sie? Monate waren seit ihrer Trennung von ihm entschwunden. Sie hatten ja Beide die Trennung ertragen. War es ihr auch schwer geworden, und ihm vielleicht noch schwerer, die Zeit lindert und lindert immer mehr; die Stunden ihres heimlichen, glücklichen Beisammenseins blieben ihnen wie süße, beglückende Träume. Wozu aber sollte eine neue Anknüpfung führen? Zu neuer Unruhe, zu neuer Angst, zu neuen Sorgen, zum Unglück!

Sie nahm das Buch nicht, als sie aus der Kirche zurückkehrte.

Aber das menschliche Herz ist schwach, sagt man. Man sagt es mit Unrecht. Das menschliche Herz ist stark und kräftig und muthig. Das Herz will, und für das, was es will, setzt es alles ein, selbst die Ehre und das Leben. Dem Herzen gehört der Wille, und das Herz unterdrückt den Verstand, tödtet die Vernunft.

So war es mit dem reinen, klaren Herzen Margaretha Formbachs nicht. So konnte es sich nie ver-

irren. Aber ein anderes Herz konnte durch das, was sie that —

Doch greifen wir nicht unserer Geschichte vor.

„Er ist ein Unglücklicher,“ sagte Margaretha sich. „Ich hatte ihn aufgerichtet. Wird er nicht von neuem meiner Hülfe bedürfen?“

Am folgenden Sonntage nahm sie das Buch.

Sie las, was er geschrieben hatte. Daß er zweimal hineingeschrieben, wußte sie nicht.

Sie antwortete ihm:

„Sie sind wieder unruhig, mein Freund. Es ist nicht der Weg zum Glücke. Hören wir in einem Vierteljahre nichts von einander. Ich bleibe Ihre Freundin.“

Erst am zweiten Sonntage hatte sie das Buch wieder auf seinen Platz legen können.

Sie hatte ihm geantwortet. Sie blieb seine Freundin. Ihr Wille war Befehl für ihn. Er schwieg drei Monate.

Dann schrieb er wieder.

Sie erschrak, als sie es las.

Ruhiger war er nicht geworden.

Er hatte geschrieben:

„Ich habe mich Ihnen unterworfen. Noch einmal kann ich es nicht. Ich zehre mich hier auf. Ich muß fort von hier. Aber nicht ohne Sie. Willigen Sie ein. Ich sinne über die Mittel nach.“

Sie antwortete ihm:

„Nie, nie, mein Freund. Fassen Sie Muth. Tragen Sie, wie ein Mann. Ich beschwöre Sie.“

Ihr Bitten half nicht.

Er schrieb ihr zurück.

„Mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Sie müssen, Sie werden mir folgen.“

Noch einmal antwortete sie ihm:

„Ich werde Ihnen nicht folgen. Sie wissen, daß ich fest bin. Stehen Sie ab. Machen Sie nicht, daß ich Ihnen fluchen muß, es würde mir das Herz brechen, das Herz, das Sie liebt, mehr wie eine Schwester den Bruder, das Sie liebt, wie eine Mutter den einzigen Sohn.“

Lange erhielt sie keine Antwort.

Dann fand sie eines Sonntags an der Stelle des Gesangbuches ein aus einer Zeitung oder einem

Anzeigeblatte ausgerissenes kleines Blatt Papier. Es trug die ihr wohlbekannten Nadelpunkte. Sie hob es auf. Es war von ihm. Sie las:

„Ich muß. Wenn es Zeit ist, werden Sie von mir hören. Antworten Sie mir nicht mehr."

Sie war unglücklich.

Sie suchte sich gleichfalls ein gedrucktes Blatt Papier zu verschaffen. Sie beschwor ihn noch einmal darin, von dem, was er vorhabe, abzustehen; sie werde nie mit ihm entfliehen. Sie legte das Blatt hinter den Pfeiler an der Kirchenthür.

Es lag dort unangerührt, Monate lang. Sie sah es jeden Sonntag.

Mit jedem Sonntage wurde ihr das Herz schwerer.

„Was hat er vor? Könnte ich ihn zurückhalten? Könnte ich ihn nur einmal sehen."

Sie sah ihn nicht; sie hörte nichts von ihm.

Sie wollte einmal dem Director Mittheilung machen.

Aber Denunciation? Gemeine Angeberei? Gegen das Herz, von dem sie geliebt wurde? Konnte sie im

Zweifel sein über seine Liebe zu ihr? Liebte denn nicht auch sie ihn?

Drei Monate waren wieder vergangen. Sie hatte nichts wieder von ihm gehört, hatte er sein Vorhaben aufgegeben? Sie konnte es nicht annehmen. Sie kannte seinen ausdauernden Charakter.

II.

Nächst dem Schlosse zu Marienburg, dem Sitze des Hofmeisters der deutschen Ritter, war das größte und prachtvollste und festeste Schloß des Ordens das Komthureischloß zu Ragnit an der Memel, anderthalb Meilen oberhalb Tilsit. Seine Trümmer, auf einer Anhöhe unmittelbar an dem Ufer des Memelstromes gelegen, bezeugen noch heute seine vormalige Größe, die Festigkeit seines Baues, lassen seine ehemalige Pracht annehmen. Selbst das furchtbare Feuer, durch das es zerstört wurde, konnte die Spuren von dem Allem nicht vertilgen.

Das Feuer brach aus an dem Tage, von dem wir oben hier erzählten. Sein Widerschein am Himmel erfüllte weit und breit das Land mit Schrecken, mit Angst und Sorge.

Das Schloß zu Ragnit war damals, wie wir schon sagten, das Zuchthaus der Provinz Litthauen-Masuren und zugleich das Untersuchungsgefängniß für die Kreisjustiz-Commission zu Ragnit, die Criminalbehörde für die nördliche Hälfte Litthauens.

Die Zahl der Gefangenen des Schlosses betrug über fünfhundert Personen.

Fünfhundert schwere Verbrecher, wo sollten sie bleiben, wenn das Schloß abbrannte? Wo konnte man sie sofort anderweit unterbringen, und wie mußten die, welche man nicht unterbringen konnte, die öffentliche Sicherheit gefährden?

Das Schloß brannte nieder. Am Abend brach das Feuer aus. Als der nächste Morgen graute, war das ungeheure Prachtgebäude bis in seinen letzten Winkel ein Schutthaufen.

Und alle die Gefangenen?

Mehrere hatten ihr Leben verloren. Das Feuer war plötzlich ausgebrochen, hatte mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit sich nach allen Seiten ausgebreitet. Selbst mehrere Kinder von Gefangenwärtern waren in den Flammen umgekommen.

Viele hatten nur wie durch ein Wunder gerettet werden können. Die Gefängnißräume waren unten in den tiefen Kellern des Schlosses, oben in dem hohen vierten Stockwerk.

Dort oben war auch die sogenannte Todtenkammer, die Zelle, in der die zum Tode verurtheilten Verbrecher die letzten drei Tage vor ihrer Hinrichtung verwahrt wurden. Sie war zur Zeit des Feuers besetzt. Eine Doppelmörderin erwartete dort den entsetzlichen Augenblick, in dem sie zum Schaffot abgeholt werden sollte. Anna Jogszies hieß sie; ich habe anderswo von ihr erzählt. Sie war eine große, hübsche Person in den zwanziger Jahren. Ihre Wärter hatten bei dem plötzlichen Ausbrechen des Feuers die Kammer verlassen, dann die unglückliche Gefangene vergessen, oder nicht den Muth gehabt, zu ihr zurückzukehren. Bis zu der Verlassenen drang das Feuer hinauf. Die Todesangst ergriff die, die am dritten Tage nachher hingerichtet, gerädert werden sollte. Ihre Thüre war verschlossen; sie riß ihr Fenster auf und rief und schrie um Hilfe. Unten sah man sie da oben in der Höhe, hinter der eisernen Traille des Fensters. Man vermochte nicht, sie zu

retten; Niemand konnte mehr zu ihr. Aber die Todesangst gab ihr Riesenkräfte; sie zerbrach die starken eisernen Stäbe, wie Glas. Hilfe, Hilfe! rief sie durch das Fenster. Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft mir! Man brachte Betten herbei, häufte, thürmte sie unter dem Fenster auf. Sie wagte den Sprung aus der schwindelnden Höhe. Sie fiel auf die Betten. Sie war unverletzt.

Am dritten Tage darauf wurde sie gerädert.

Gerädert!

Das nennen die Menschen Gerechtigkeit.

Der preußische Justizminister forderte von dem Reichstage des norddeutschen Bundes die Beibehaltung, gar die Wiedereinführung der Todesstrafe.

Doctor der Rechte, Leonhard, schreibt sich der Mann.

Solche Namen darf man nicht vergessen.

Der Director des Zuchthauses war verreist, als das Feuer ausbrach.

Der Vorstand der Kreisjustizcommission mußte die Obliegenheiten des abwesenden Directors mit versehen.

Er war ein braver, aber ein wunderlicher Mann,

der alte Kreisjustizrath Brinlinger, ein alter Criminalist, der die Menschen floh, das mildeste Herz, der edelste und der beste Wille, der gewandteste Inquirent, ein Mann, der immer das Rechte traf, der nie den Kopf verlor; immer kränklich, an der rechten Seite gelähmt, so daß er kaum seinen Namen schreiben konnte, und immer diktiren mußte, dennoch immer rastlos und pünktlich in seinem Geschäfte. Er nahm erst seinen Abschied, als sein leidender Körperzustand ihn absolut dazu zwang.

Ich wurde sein Nachfolger.

Ich habe viel, viel von ihm gelernt.

Bei dem ersten Feuerruf war er an dem brennenden Schlosse. Sofort traf er seine Anstalten.

Alles kam darauf an, die fünfhundert Gefangenen in Ruhe zu erhalten, für ihre Unterbringung zu sorgen. Es war keine leichte Aufgabe, bei Menschen, deren größter Theil zu den schwersten Verbrechern gehörte, unter dem Tumnlte einer furchtbaren Feuersbrunst, unter der dämonischen Gewalt, die das Feuer auf die Gemüther ausübt.

In Ragnit lag eine Invalidenkompagnie.

Er requirirte den Hauptmann der Kompagnie, das Schloß von allen Seiten zu besetzen, damit kein Gefangener entfliehen könne.

Das Schloß hatte Ein Haupteingangsthor. Man gelangte durch dieses in einen sehr geräumigen Hof, um den rings in einem Viereck die Gefängnisse lagen. In der Mitte der rechten Seite, nach Süden und nach der Stadt zu, befand sich die Kirche. Das Feuer war in einem der großen, nach Osten gelegenen Arbeitssäle ausgebrochen; der Südwestwind trieb die Flammen zunächst nach Osten. So blieb die Kirche lange Zeit vom Feuer verschont.

Der Kreisjustizrath ließ die schwersten Verbrecher in die Kirche schaffen.

Die Andern blieben einstweilen in dem Hofe in der Nähe der Kirche.

Er selbst nahm dann seine Stellung draußen vor dem großen Thore.

Dort saß er an einem großen Tische, fünf Schreiber um ihn, acht Invaliden bewaffnet zur Seite.

Ein Gefangenwärter mußte ihm jedesmal vier Gefangene aus dem Innern des Schlosses zuführen.

Er besah sich die Leute, fragte sie nach Namen, Heimath, Verbrechen.

Vier Schreiber schrieben die Antworten jede auf einen besonderen Zettel, der fünfte in ein großes Register.

Jeder Gefangene bekam seinen Zettel; es war seine vorläufige Entlassung in die Heimath.

Er ging damit zunächst einen Schritt weiter an einen kleinen Tisch, wo er von dem Rendanten des Zuchthauses ein Reisegeld erhielt.

So wurden die leichteren, so die schwereren Verbrecher behandelt. Jene ohne Unterschied; bei den letzteren fanden Ausnahmen statt.

Die Verbrecher seiner Kreisjustizcommission kannte der Kreisjustizrath sämmtlich. So wie sie nur aus dem Thore hervortraten, hatte er über sie entschieden.

Viele der Zuchthaussträflinge waren ihm in der gleichen Weise bekannt. Mit den Andern verfuhr er anders.

Der Gefangenwärter der Strafanstalt mußte ihm sagen, was der Vorgeführte begangen habe, ob er ein gefährlicher Mensch sei.

Nicht jeder schwere Verbrecher ist ein gefährlicher Mensch.

Hatte der Gefangenwärter die Auskunft gegeben, dann sah der alte Kreisjustizrath den Verbrecher und den Menschen sich selbst an.

Nie mag Jemand sich eine größere Fertigkeit erworben haben, mit einem einzigen Blicke einen Menschen zu durchschauen, als der alte menschenscheue Kreisjustizrath Brinlinger sie besaß. Sein Auge war geradezu durchbohrend.

„Entlassen,“ sagte er zu dem Schreiber, wenn er kaum zwei Sekunden lang den Vorgeführten angeschaut hatte.

Er entließ die schwersten Verbrecher so, Mörder, Raubmörder, Brandstifter.

Die Schreiber staunten ihn manchmal an. „Entlassen!“ wiederholte er ruhig.

Der Erfolg sprach nachher für ihn.

Die, deren Aussehen ihm zweifelhaft erschien, wurden einstweilen zurückgestellt.

Die er als gefährlich erkannte, wurden geschlossen und truppweise in die Gerichts- und Polizeigefängnisse der Stadt transportirt.

Fünf Stunden lang dauerte die Entlassung der Gefangenen. Das Schloß war unterdeß bis auf die unzerstörbaren äußeren Mauern niedergebrannt. Die in der Kirche verwahrten Gefangenen hatten längst auf den weiten Platz vor dem Schlosse geführt werden müssen, wo sie von den Invaliden und bewaffneten Bürgern bewacht wurden.

Der Kreisjustizrath und der Rendant hatten mit ihren Tischen immer weiter und weiter vor der Glut des Feuers sich zurückziehen müssen.

Kein einziges Mal war die Ruhe unterbrochen, die Ordnung gestört worden.

Der alte, blasse, kränkliche, gelähmte Mann saß die ganze Zeit über ruhig an seinem Tische. Nur sein Auge bewegte sich, sah Alles, sah Alles klar und richtig, beherrschte Alles, hielt die Ruhe fest, die Ordnung aufrecht, mitten unter dem halben Tausend von Verbrechern, mitten unter der Glut, unter dem Toben und Wüthen der Flammen, unter dem Einstürzen der Dächer und Mauern, unter dem Jammern der in dem Schlosse wohnenden Unterbeamten, die ihr Obdach, ihre Habe, ihre Angehörigen verloren hatten. Er, der alte

gebrechliche Beamte, von dessen Entschlossenheit und Geistesgegenwart Alles abhing, war und blieb unerschütterlich vom ersten bis zum letzten Augenblick. Zu seiner Stärkung hatte er nur eines Glases Wasser bedurft.

Wer ihn sah, mußte ihn bewundern. Wie oft mußte ich es noch später!

Auch ein sonderbarer Vorfall — es war zugleich ein Unfall — hatte die Ruhe des alten Beamten nicht stören, seine Geistesgegenwart ihm für keinen Augenblick rauben können.

Jedesmal vier Gefangene, sagten wir, wurden ihm zugeführt.

Vier Sträflinge kamen, zwei Männer und zwei Frauen.

Die beiden Männer und eine der Frauen kannte der Kreisjustizrath.

„Ah, Maurus Lattukat, Du bleibst. Von Deinen sieben Brüdern sind in diesem Augenblick fünf in Freiheit. Sie leben ruhig, da Ihr drei Andern ihnen fehlt, Merczus, David und Du. Kämest Du morgen

zu ihnen, übermorgen wäre wieder Raub und Mord an der Grenze."

Die acht Brüder Lattukat bildeten die gefährlichste Räuberfamilie in Litthauen.

Maurus Lattukat wurde den Bewaffneten übergeben, um in das sicherste Gerichtsgefängniß der Stadt abgeliefert zu werden. Der finstere, verschlossene Mensch sprach kein Wort, verzog keine Miene.

Die Frau, die der Kreisjustizrath kannte, ein noch ziemlich junges Mädchen, bleich, mit einem sanften, schüchternen Gesicht, war zitternd vorgetreten.

„Lena Jürgeleit entlassen!" sagte der Kreisjustizrath zu dem Schreiber.

Sie hatte, von ihrem Verführer verlassen, in der Verzweiflung ihr Kind umgebracht.

Sie schluchzte laut auf, als sie das Wort „entlassen" hörte.

Sie erhielt ihren Zettel. Sie war frei, wenn auch vielleicht nur auf wenige Tage. Aber sie war frei; sie konnte zu ihrer Mutter zurückkehren. Sie war zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Seit zwei Jahren war sie da.

Mit ihren strömenden Thränen neigte sie sich zu dem Kreisjustizrath, ihm nach Art der Litthauer zum Zeichen ihrer Dankbarkeit die Schulter zu küssen.

„Armes Kind," sagte der Kreisjustizrath. „Deine Mutter ist blind?"

„Blind und arm, Herr!"

„Möchten sie Dich bei ihr vergessen! Geh, geh!"

Dem alten Mann waren die Augen feucht geworden.

Die Beiden, die noch übrig waren, kannte der Kreisjustizrath nicht, wenigstens nicht die Personen.

Sie standen mit den Gesichtern vom Feuer abgewandt, die Frau stand in dem Schatten des Gefangenwärters, der sie hergeführt hatte, der Mann zunächst dem Kreisjustizrath.

Der Rath sah, daß es ein junger Mensch war.

„Den Burschen zuerst," befahl der Kreisjustizrath dem Gefangenwärter.

„Wolfgang Huber," führte der Gefangenwärter ihm vor.

Der Kreisjustizrath sah einen wohlgewachsenen jungen Mann vor sich, mit einem blassen, feingeformten

Gesicht, das Verstand zeigte, Bildung verrieth. Der Gefangene mußte den besseren Ständen angehört haben. Der Kreisjustizrath kannte auch ihn. Er schüttelte traurig den Kopf.

„Ein Mord!“ sagte er nachdenklich vor sich hin.

Er sah noch einmal den jungen Mann an.

„Du warst Forsteleve,“ sagte er.

Jeder Züchtling wurde mit Du angeredet.

„Ja Herr Kreisjustizrath.“

Der Kreisjustizrath besann sich eine Sekunde lang.

„Entlassen!“ sagte er dann zu dem Schreiber.

Der junge Mann zuckte plötzlich auf, warf unwillkürlich einen Blick zur Seite.

Der Blick traf die weibliche Gefangene, die letzte der Vier.

Niemand hatte ihn gesehen.

Niemand hatte vorher wahrgenommen, daß die Beiden sich angeschaut hatten.

Der junge Gefangene erhielt seinen Entlassungsschein nach seiner Heimath Masuren, entfernte sich.

Die Frau mußte vortreten.

„Margaretha, geschiedene Formbach,“ sagte der Gefangenwärter.

Der Kreisjustizrath zuckte auf, als er den Namen hörte.

Es war die erste Bewegung, die man ihn machen sah.

Eine hohe, schlanke Frauengestalt stand vor ihm, das Gesicht, bedeckt mit der bleichen Farbe des Zuchthauses, hatte einen edlen Schnitt, überraschend schöne Züge, auf der schneeweißen Stirne einen festen, ernsten Muth, in den dunklen Augen eine stille Trauer.

So stand sie da, in dem Zuchthauskleide von grober, grauer Wolle, die Brust mit einem weißen leinenen Tuche bedeckt, auf dem Kopfe eine weiße kattunene Haube.

Die Kleidung der Entehrten hob wunderbar den Adel in dem Antlitz, der Gestalt, der Bewegung der Frau, die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stehen konnte.

Sie stand ruhig da; es schien ihr völlig gleichgültig zu sein, was über sie verhängt werden möge.

„Verbrechen,“ fuhr, als er ihren Namen genannt

hatte, der Gefangenwärter von selbst fort — „hat einen Offizier erschossen.“

„Ich weiß,“ sagte der Kreisjustizrath.

Den alten Beamten hatte etwas ergriffen. Er wollte, er mußte es verbergen. Er legte sein Gesicht in beide Hände. So saß er über eine Minute unbeweglich.

„Bleibt!“ sagte er dann.

Sein Gesicht war kalt, geschäftlich, wie schwer ihm die Entscheidung geworden war.

Die Gefangene, Margaretha geschiedene Formbach, wurde einem Invaliden übergeben, der sie zu anderen, nicht entlassenen gefangenen Frauen führte.

Sie standen, von Invaliden und bewaffneten Bürgern bewacht, in der Nähe, um — wenn eine größere Anzahl beisammen sei, in die Stadt geführt zu werden.

Kein Zug in dem Gesichte der Frau hatte sich verändert, als sie den Spruch des Beamten vernahm. Sie ging, wie sie gekommen war, mit festem, langsamem Schritte, Ergebung in ihrer Haltung, die stille Trauer in den dunklen Augen.

Der Kreisjustizrath setzte seine Beschäftigung fort. Noch lange wurden neue Gefangene ihm vorgeführt, und er sprach mit seiner unerschütterlichen Ruhe das Entlassen! oder Bleibt! über sie aus.

Auf einmal war zur Seite eine Bewegung entstanden; dort, wo die Frauen auf ihre Abführung warten mußten. Stimmen riefen verworren durcheinander; Schritte eilten hin und her.

Der Kreisjustizrath achtete nicht darauf. Es war jedenfalls nur ein einzelner Zwischenfall, der den ganzen Nothstand, um den allein für ihn es sich hier handelte, nichts anging.

Man unterschied einzelne Worte der Rufenden.

„Wo sind sie? Dort, dort! Nein, hier sind sie nicht.“

„Wo blieb sie denn?“ hieß es dann wieder.

„Niemand hat sie gesehen!“ wurde geantwortet.

„Hier, hier am Wasser!“ rief es plötzlich.

Die Schreiber des Kreisjustizraths sahen sich an, flüsterten sich zu:

„Da muß Jemand entsprungen sein!“

„Mehrere gar!“

Der Kreisjustizrath gab einem der neben ihm stehenden Gefangenwärter einen Wink.

„Nachsehen, Willumeit!“

Weiter sagte er nichts. In seiner Arbeit hatte er keinen Augenblick innegehalten.

Der Gefangenwärter ging, kehrte erst nach längerer Zeit zurück, stellte sich stumm neben den Kreisjustizrath, bis er den Befehl erhalte, zu reden.

„Rapportiren!“ sagte der Kreisjustizrath.

Der Gefangenwärter Willumeit rapportirte.

Der gefangenen Frauen, die auf ihre Abführung in die Stadt warteten, waren acht oder neun gewesen. Wenn das Dutzend voll war, sollten sie transportirt werden. Sie standen in zwei Reihen zu je vier Personen. In der vordersten, dritten Reihe befand sich erst eine einzige. An jeder Seite stand ein bewaffneter Bürger.

Die Gefangenen standen ruhig, wie ihnen befohlen war.

Die Bürger sprachen mit einander, über die Wuth, über das Unglück des Feuers.

Plötzlich hörte einer von ihnen hinter sich einen raschen, leisen Schritt.

Er wendet sich um, zu sehen, was es ist.

In demselben Augenblicke bewegt sich etwas unmittelbar hinter ihm.

Die gefangenen Frauen, die er mit zu bewachen hat, stehen dort.

Schnell wendet er sich wieder zurück.

Eine Gefangene ist fort, gerade die, die zunächst neben ihm gestanden hatte.

Indem er sich noch einmal wendet, sieht er sie an der Seite eines Mannes, den seine Kleidung als einen Züchtling verräth, davon eilen.

Er springt den beiden nach.

Sie sind gerade auf einen dichten Haufen von Zuschauern zugegangen.

Er sucht sie unter diesen. Sie sind nicht mehr da.

„Wen suchen Sie?" wird er gefragt.

„Zwei Entsprungene."

„Einen Mann und eine Frau?"

„Ja!"

„Sie gingen an uns vorüber."

„Ihr ließet sie passiren?"

„Wir glaubten, sie gehörten zu den Entlassenen.“

„Wohin gingen sie?“

Keiner wußte es.

Jemand kam dazu.

„Nach der Memel hin liefen zwei,“ berichtete er.

„Mir nach, ihnen nach!“

Sie liefen nach der Memel.

Auf dem Strome trieb das Eis.

Es hatte sich in Bewegung gesetzt, als die Feuersbrunst begann.

Niemand hatte darauf geachtet

„Da können sie nicht sein,“ meinte man von den Entflohenen.

„Doch, doch!“ rief einer. „Dort, dort!“

Man sah fünfzig bis sechzig Schritte vom Ufer zwei menschliche Gestalten auf einer forttreibenden Eisscholle.

In dem Scheine des Feuers und des Mondes glaubte man zwei Menschen in der Zuchthauskleidung zu erkennen, einen Mann und eine Frau.

„Die Tollkühnen!“ sagte ein Mensch.

„Die Unglücklichen! Sie müssen umkommen.“

„Vom Feuer gerettet, vom Wasser verschlungen!“

„Aber von dem Zuchthause gerettet!"

Neue hohe Eismassen trieben heran, verbargen die Flüchtlinge den Nachschauenden.

Das rapportirte der Gefangenwärter Willumeit.

„Von den Frauen fehlt die Formbach," schloß er.

„Und," sagte ruhig der Kreisjustizrath, „ihr Begleiter ist Wolfgang Huber."

III.

Margaretha Formbach stand in der Reihe der aus dem brennenden Zuchthause geführten Frauen, die nicht zu den Ihrigen entlassen, sondern in der Stadt Ragnit anderweit gefänglich untergebracht werden sollten. Sie warteten nur noch auf einen Zuwachs von zwei oder drei Personen, um transportirt zu werden. Soldaten der Invalidenkompagnie und bewaffnete Bürger umgaben sie.

Margaretha Formbach stand in tiefen, schmerzlichen Gedanken. Sie hatte von dem Feuer vor dessen Ausbruche nichts gewußt. Seit der letzten Zuschrift: „Ich muß; wenn es Zeit ist, werden Sie von mir hören,“ hatte sie Wolfgang Huber nicht wieder gesehen, nichts wieder von ihm vernommen. Da drang plötzlich in ihre Zelle der wilde, erschreckende Feuerruf; da schlugen die Flammen empor, in den Arbeitssälen der Frauen,

den Werkstätten der Männer, fast überall zu gleicher Zeit. Sah man das Feuer in einem der großen Räume, so brach es in einem anderen schon wieder aus, und im Augenblicke nachher wüthete die entsetzliche Flamme in einem dritten und vierten. Eine furchtbare Verwirrung folgte. Der Director des Zuchthauses war verreist. Der Inspector verlor den Kopf; er ließ nur die Ausgangsthore sperren und bewachen, daß Niemand entkommen könne. Hunderte von Menschen riefen, schrieen, jammerten und rasten im Innern, daß sie verbrennen müßten. Da kam aus der Stadt der alte, lahme Kreisjustizrath Brinlinger, ordnend und rettend.

Auch Margaretha Formbach wurde in die vorläufig sichere Schloßkirche gebracht. Hunderte von Gefangenen waren schon darin, Männer und Frauen. Sie sah sich nicht nach ihnen um. Es lag ihr centnerschwer auf dem Herzen. So oft hatte sie sich fragen müssen: Was hat er vor? War es dieses Feuer? fragte sie sich jetzt. Mußte es nicht dieses unselige Feuer sein? Und konnte, durfte sie den ansehen, der sein Urheber war?

Sie hatte all' das gräßliche Hülferufen der verzweifelnden Menschen rund um sich her gehört. Sie hatte,

während sie über den Hof zu der Kirche geführt wurde, verstümmelte, halbverbrannte Unglückliche auf dem Steinpflaster liegend gesehen. Gefangene, die nach ihr hingebracht wurden, erzählten von andern, die verzweifelnd aus den Fenstern des zweiten und dritten Stocks auf die Steine hinuntergesprungen waren. Eine alte Frau von siebenzig Jahren, die alte Gruczpelkat hieß sie — hatte beide Beine gebrochen; die zum Rade verurtheilte Anna Jogszies war unversehrt geblieben. Das Kind eines Gefangenwärters, ein blühendes, freundliches Mädchen von fünf Jahren, war als verbrannte Leiche aus den Flammen gezogen.

Konnte Margaretha Formbach den Mann wiedersehen, den ihr ahnendes Herz für den Urheber all' dieses Unglücks, Schreckens, Jammers halten mußte?

Zwei Männer und zwei Frauen wurden der Regel nach jedesmal dem Kreisjustizrath vorgeführt. Kein Geschlecht sollte bevorzugt werden.

Margaretha Formbach wurde aufgerufen.

Wolfgang Huber war der unmittelbar nächste Mann.

Alle Glieder der unglücklichen Frau bebten. Es dunkelte vor ihren Augen, als sie vorwärts schwankte.

Vor ihr schritt Wolfgang Huber.

Sie kannte die schlanke, elastische Gestalt. Aber ging er heute nicht gebeugt, mit schwerem Schritt vor ihr? Wie mußte da sein Auge sein, das schöne muthige, treue Auge? Er durfte sich nicht nach ihr umsehen: sie wagte nicht, nach ihm aufzublicken.

Sie kamen bei dem Kreisjustizrath an.

„Entlassen!“ sagte der alte Beamte zu Wolfgang Huber.

Da mußte sie doch hinschauen, und ihr Blick begegnete dem seinigen, und aus dem dunklen Feuer seines Auges traf sie ein plötzlich hell aufleuchtender Blitz der Freude, des Glücks.

Er konnte in ihr nur Schmerz und Trauer entzünden.

So hörte sie ihr Urtheil, daß sie bleiben solle. Das Herz wollte ihr leichter werden. Sie wollte leichter aufathmen, als sie in den Reihen der anderen, zum Bleiben verurtheilten Frauen stand.

„Margaretha!“ rief es leise hinter ihr.

Sie fuhr entsetzt in die Höhe!

„Margaretha!“

Eine Hand faßte sie an.

„Margaretha!“ war noch einmal die Stimme an ihrem Ohr, bittend, flehend, zitternd, wie im Sterben.

Sie folgte der Hand, die sie faßte.

Sie wußte nicht, wir ihr war, was sie that, was mit ihr geschah. Sie folgte, wie betäubt.

Fünfzig Schritte von der Stelle, wo sie gestanden hatte, war das Ufer der Memel.

Dahin wurde sie gezogen. Dahin flog Wolfgang Huber mit ihr.

Sie wurden nicht verfolgt, nicht sogleich.

Die flackernden, auf- und niedersteigenden dunklen Flammen des brennenden Schlosses, der Rauch und der Dampf, den sie vor sich hertrieben, aufwirbelten, niederwarfen, machten den Blick unklar, trübten die Augen, verwirrten in dem allgemeinen Wirrwarr noch mehr. Niemand hatte die Flucht der Beiden wahrgenommen. Als man sie bemerkte, waren sie vor Verfolgung sicher, aber in einer andern Gefahr.

Das Eis auf der Memel trieb.

Am Ufer war die Decke noch fest. Dreißig Schritte weit eilten sie darüber hin. Da standen sie vor den

brausend vorbeifliegenden Schollen; der Fleck, auf dem sie sich befanden, konnte jeden Augenblick sich loslösen, mit fortgerissen werden.

Die Frau sah es erst, als sie Halt machen mußten.

„Wohin jetzt?“ rief der junge Mann.

Es war das erste Wort, das er gesprochen hatte.

Auch Margaretha Formbach hatte die Lippen noch nicht geöffnet.

Die Eile und Angst der Flucht, die Betäubung der Frau, vor Allem das Schuldbewußtsein des Einen, der Schmerz in der Brust der Andern — wer von ihnen hätte das erste Wort finden können?

„Wohin jetzt?“ rief der junge Mann, und er blickte nach allen Seiten.

Margaretha Formbach starrte in die dunklen Fluthen, in denen die Eisschollen trieben.

Auf einmal nahm sie die Hand des jungen Mannes.

„Komm, Wolfgang!“

Sie hatte noch nie Du zu ihm gesagt.

Er mußte in ihr Auge blicken. Er erschrak.

„Wohin?“ rief er.

„Dorthin!“

Sie zeigte in die Fluthen.

„Margaretha!"

„Habe Muth, Wolfgang! Du kannst nicht mehr leben, und ohne Dich kann ich es nicht."

Er stand wie vernichtet.

Da krachte es unter ihren Füßen. Das Eis, auf dem sie standen, bewegte sich. Sie waren auf einer großen Scholle, die in dem Strome weiter trieb.

„Die Unglücklichen!" rief die Menge am Ufer. „Sie müssen umkommen!"

Der Ruf erschütterte die Frau. Die fremden Menschen hatten nur Mitleiden mit ihnen, auch mit dem jungen Mann, der sie vernichtet hatte.

„Wolfgang, Wolfgang!" rief sie.

Sie umschlang ihn mit ihren beiden Armen.

Die Eisscholle, auf der sie sich befanden, flog, von der Hochfluth getrieben, rasch dahin; den Blicken der Menschen am Ufer waren die Flüchtlinge bald entschwunden.

Wolfgang Huber stand bewegungslos in den Armen der Frau. Er kämpfte mit sich.

„Ja, laß' uns sterben," sagte er.

Er wollte voranschreiten.

Sie hielt ihn zurück.

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich war eine Wahnsinnige. Du darfst die Worte nicht gehört haben, die ich sprach.“

Er war jetzt der Ruhige.

„Margaretha, ich hatte geträumt, mit Dir zu leben. Du sollst leben, frei sein; dafür that ich ja nur, was geschehen ist. Da kam das Verlangen über mich, mit Dir zu leben. Aber Du hast Recht. Was wäre unser Leben? Elend, Verachtung der Menschen, und da zuletzt gegenseitige —. Nein, nur Du könntest, müßtest mich verachten. Du bist die Unschuldige, die Reine! Laß' uns sterben, Margaretha!“

Sie hatte ihn aussprechen lassen.

Ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen. Sie hatte sie lange zurückhalten müssen, vorhin in der Kirche, dem Kreisjustizrath gegenüber, wie sehr auch das gepreßte Herz einer Erleichterung bedurfte. Jetzt drangen sie unaufhaltsam heraus. Lange konnte sie kein Wort hervorbringen. Sie war hart gegen den jungen Mann gewesen. „Die Unglücklichen!“ hatten die fremden Menschen am Ufer gerufen. Er war ein Unglücklicher.

Ist denn nicht der Verbrecher der unglücklichste, der bedauernswertheste Unglückliche? Und hatte er denn nicht sein Verbrechen um ihretwillen begangen? Sie solle leben und frei werden? Und wenn dann das Verlangen in ihm erwacht war, mit ihr frei zu werden, um mit ihr zu leben, war er nicht wieder nur um ihretwillen der schwere Verbrecher geworden? Nicht gar durch sie? Es war die Liebe zu ihr, die ihn zum Verbrecher gemacht hatte; er hatte es ihr nie gesagt, daß er sie liebe; um so tiefer, um so heißer brannte die Leidenschaft in seinem Herzen, und war sein Schweigen nicht zugleich ein Beweis, wie rein, wie ehrfurchtsvoll seine Liebe war? Und hatte sie nicht schon längst sein Gefühl geahnt, erkannt, und hatte sie es nicht dadurch genährt und gesteigert, daß sie immer wieder die geheimen Zusammenkünfte ihm bewilligte, die geheime Correspondenz mit ihm pflog? Und endlich, liebte sie nicht auch ihn? Wie eine Mutter den Sohn, hatte sie gesagt, anfangs auch wohl gemeint; aber ihr Herz hatte ihr schon lange gesagt, daß es doch eine andere Liebe sei.

Und ihm hatte sie ihre Verachtung ja zu erkennen gegeben, ihre vernichtende Verachtung: „Du kannst

nicht mehr leben! Freilich in einer plötzlichen Aufwallung aller ihrer Gefühle, der Angst, des Unglücks, des Elends, ihrer Liebe, und freilich hatte sie ihm auch sofort ihre Liebe an den Tag gelegt in den Worten: „Und ich kann nicht leben ohne Dich!“

Das Herz mußte sich ihr lange und voll ausweinen.

Dann mußte sie lange mit sich berathen, was zu thun sei, was sie ihm darüber antworten solle. „Laß' uns sterben!“ hatte er gesagt.

Sterben? Auch sie? Sie war der reine, edle Charakter. Kein Makel haftete an ihrer Seele, an ihrem Leben. Jene That, die von den Gerichten als Mord bezeichnet uud bestraft wurde, war die Heldenthat eines muthigen, edlen Weibes. So erkannte auch die Welt sie an. Jetzt war sie entflohen mit einem Verbrecher, dessen Verbrechen an den Tag kommen mußte, wenn es nicht schon entdeckt war. Mußte man sie nicht mit der Unthat in Verbindung bringen? Mußte man sie nicht für die Mitschuldige halten, für die Anstifterin, für die Verführerin des jungen Menschen? Und war ihr Tod nicht das Siegel, das sie selbst oder das Schicksal auf ihre Schuld gedrückt hatte? Durfte sie sterben

als Verbrecheriu, als gemeine, ruchlose Brandstifterin, gar als Verführerin eines unglücklichen jungen Mannes zu dem entsetzlichen Verbrechen?

Wolfgang Huber aber, der Verbrecher, der von Hunderten verfluchte, von Jedem, der seine Unthat erfuhr, verabscheute Brandstifter, er konnte nicht leben, er mußte sterben. Sie hatte es einmal ausgesprochen in jener Aufwallung; es blieb ihre Ueberzeugung.

Und konnte sie leben ohne ihn?

Ja, sie mußte es.

Sie hatte sich vollkommen gefaßt.

„Wolfgang,“ sagte sie mit ihrer klaren, festen Ruhe, „wir stehen hier im Angesichte des Todes. Er kann uns auf dieser gebrechlichen Scholle jeden Angenblick ereilen; wir können aber auch gerettet werden. Es ist sogar das Wahrscheinlichere, daß wir an das Land getrieben werden. Für den einen, wie für den andern Fall vernimm eine Erklärung von mir: Ich liebe Dich, Wolfgang! Mein ganzes Herz gehört nur Dir. Es wird bis zu meinem letzten Athemzuge nur für Dich schlagen!“

Der junge Mann hatte still neben ihr gestanden. Ihre Worte an ihn waren eine Aufforderung gewesen, zusammen zu sterben. Ja, sterben wir, Margaretha, hatte er ihr erwidert. Da quoll unaufhaltsam der Strom von Thränen aus ihren Augen. Ihre Seele nimmt Abschied von ihrem Leben, dachte er sich. Sie läßt die Bilder der Vergangenheit noch einmal an sich vorübergehen, süße, bittere, glückliche, traurige, die Liebe der Eltern, den frühen Tod des Vaters, den sie pflegen konnte, das Sterbelager der Mutter, die fern von ihr nach der Tochter im Zuchthause die sterbenden Hände rang; der Gatte, für den sie sich opferte, der dann gemein und roh sie von sich stieß. O, das arme Herz hat so viel gelitten, und von seinen Leiden nimmt es den schwersten Abschied.

Er wartete still, bis sie zu ihm sprechen werde.

Da sprach sie, und ihre Worte waren die innige, die tiefe, die heilige Liebe zu ihm.

Er flog auf: er war wie elektrisch getroffen.

„Margaretha —!“

„Bleiben wir ruhig, mein Freund!“

Er konnte es nicht sogleich.

„Ein Wort, Margaretha! Eine einzige Frage! Dann werde ich ruhig sein bis in den Tod. Du verachtest mich nicht, Margaretha?“

„Ich liebe Dich, Wolfgang!“ sagte sie.

„Und ich,“ rief er, „darf ich Dir sagen, wie ich Dich liebe, wie ich Dich liebte von dem Tage, von der Stunde an, da ich Dich sah, wie mit dem Augenblicke Du nur mein einziger Gedanke warst?“

„Ich weiß es, Wolfgang.“

„Nun sprich, Margaretha!“

Er war ruhig.

Und sie sprach ruhig, milde, mit jener Liebe, und kein Wort des Vorwurfes kam mehr über ihre Lippen.

„Ich lernte,“ sagte sie, „nachdem der furchtbare Schlag meines Gatten mich getroffen hatte, mein Schicksal in voller, stiller Ergebung tragen. Fünfzehn Jahre sollte ich in dem Zuchthause zubringen. Nahm ich ruhig mein Leiden auf mich, so mußten die Jahre leicht vorüber gehen. Für die weitere Zukunft machte ich keine Pläne. Ich dachte an ein Kloster; aber die Zeit mußte es ja bringen. Da sah ich Dich, Deine Liebe zu mir; da fühlte mein Herz dieselbe Liebe zu Dir. Ich konnte

auch jetzt keine Pläne für die Zukunft machen. Du warst zu zwanzig Jahren verurtheilt, ich hatte zwei Jahre früher als Du meine Strafe angetreten; da wurde ich sieben Jahre früher als Du entlassen. An ein Zusammenleben mit Dir nach Verbüßung unserer Strafe konnte ich nicht denken. Ich wäre immer nur ein Hinderniß für Dein Fortkommen gewesen. Ein anderer Gedanke beseelte mich. Deine leidenschaftliche Hartnäckigkeit war noch nicht in Dir erstorben. Ich wollte Dich über sie erheben. Du solltest in klarer Ergebung tragen lernen, wie ich es konnte. Dann hattest Du den Frieden im Zuchthause, Dein verbürgtes Fortkommen später. Ich konnte mein Werk nicht vollenden. Wir wurden getrennt; ich sah Dich nicht wieder. Da kam das Unglück —"

„Sage mein Verbrechen," unterbrach der junge Mann sie.

„Es war Deine Liebe zu mir, Wolfgang! Kann ich sie ein Verbrechen nennen? Aber vernimm jetzt meinen Vorschlag für Dich, meinen Entschluß für mich. Du bist jung und kräftig; Du hast etwas Tüchtiges gelernt, als Forstmann, als Handwerker. So gehörst

Du dem Leben an. Sieh diese Fluthen, in denen wir schwimmen; sie treiben uns dem rechten Memelufer zu. Irgend ein Platz zum Landen wird sich für uns finden. Ehe der morgende Tag anbricht, bist Du dann auf russischem Boden. Die Grenze ist für Nachrichten von der einen, auf die andere Seite verschlossen. Tüchtige Arbeiter finden in Rußland Arbeit. Du gelangst zu einer Seestadt der Ostseeprovinzen; der Weg nach Amerika ist Dir geöffnet, dort ein neues Leben. Das, Wolfgang, sind meine Pläne für Dich. Erhebe sie zum Beschlusse für Dich. Sie können Dir nicht fehlschlagen."

Sie schwieg. Sie hatte seine Hand gefaßt. Sie sah ihn an, fragend um seine Antwort.

„Und Du, Margaretha?" fragte er sie. „Was hast Du für Dich beschlossen?"

„Antworte mir zuerst, Wolfgang."

„Du willst mich nicht begleiten?" fragte er.

„Nein, Wolfgang."

„Du willst mich verlassen?"

„Ich muß!"

„Den Verbrecher!" rief er.

„Nein, den Geliebten meiner Seele, den ich glücklich wissen will.“

Er schwieg. Er blickte still brütend vor sich hin.

„Margaretha,“ sagte er dann, „was ist Dein Entschluß? Ich bitte Dich, sage ihn mir. Es wird mir den meinigen erleichtern.“

„Ich kehre in das Zuchthaus zurück, Wolfgang.“

„Ach, ich hatte es gedacht!“

Sie schwiegen beide.

Es war Nacht um sie geworden. Nur der Mond warf sein bleiches Licht auf die Erde, auf den Strom, auf dem sie trieben, auf ihre bleichen Gesichter.

Die Memel fließt rasch zwischen Ragnit und Tilsit. Die Eisdecke war überall gebrochen. Die Scholle, auf der die beiden Flüchtlinge sich befanden, flog ungehindert in dem breiten Strome dahin. Sie waren an dem Rombinus vorüber gekommen. Das alte, graue, zerrissene und zerklüftete Sandgebirge, der Sitz der alten litthauischen Götter, mit dem von den Klüften verschlungenen tief unten in dem Schooße des Berges ruhenden Altare des ersten dieser Götter, des furchtbaren Donnergottes Perkuers, hatte gespenstisch in dem

fahlen Mondlichte auf sie niedergeblickt. Der Strom krümmte sich unterhalb des Berges, floß dann zwischen fast unübersehbaren Wiesen, auf denen die Sonne das Eis und den Schnee noch nicht hatte zerschmelzen können.

Wolfgang Huber schaute stumm in die Fluthen. Er war dicht an den Rand der Eisscholle getreten, die die Beiden trug.

„Setzen wir uns nieder, Wolfgang," bat die Frau ihn.

Sie nahm seine Hand wieder.

Fürchtete sie, er möge sich in den Strom stürzen?

Er ließ sich neben ihr auf dem Eise nieder.

„Und nun, Wolfgang?" fragte sie, „Du wirst meiner Bitte folgen?"

Er mußte ihr antworten.

„Ich hatte anders gedacht," sagte er. „Es waren Träume. An Deiner Seite wollte ich durch das Leben gehen. Ich hatte es so schön geträumt. Ich habe es zerstört. Ich selbst. Aber trennen wollen wir uns nicht. Ich kehre mit Dir zurück, Margaretha. Das Eis treibt dem linken Ufer zu. In wenigen Minuten

können wir vielleicht schon landen. Wir kehren gemeinschaftlich zu dem Zuchthause zurück."

Er sprach es ruhig, entschlossen.

Das Entsetzen ergriff sie jetzt.

„Wolfgang," schrie sie auf, „weißt Du, welche Strafe Deiner wartet?"

„Ich nehme sie auf mich, wie Du die Deinige, Margaretha."

„Sie werden Dich zum Rade verurtheilen, Unglücklicher."

„Ich weiß es."

„Du willst Dich dem Henker überliefern? Das ist keine Strafe; das ist Grausamkeit, Barbarei, Wahnsinn der Menschen!"

„Waren die Menschen nicht grausam gegen uns, Margaretha? Gegen uns Beide? Nannten sie nicht auch das Gerechtigkeit? Und nahmen wir es nicht auf uns? Willst Du es nicht jetzt wieder auf Dich nehmen?"

Margaretha hatte keine Antwort.

„Und was soll mir das Leben?" fuhr er fort. „Ich darf nicht mit Dir, ich kann nicht ohne Dich leben. So ist der Tod mein Erlöser. Und ob der Henker mir ihn

gibt, und ob er ihn mit dem Rade oder mit dem Beile mir gibt —."

„Halt ein, halt ein, Wolfgang!"

Er schwieg.

Auch sie.

Aus ihren Augen drangen wieder Thränen, leise, still.

Er sah wieder stumm vor sich hin.

„Wie unglücklich sind wir," sagte sie dann.

Sie waren zwei unglückliche Menschen.

Das Gefühl ihres Unglücks überwältigte sie. Sie sprachen lange Zeit kein Wort weiter.

Auf einmal umfing die Frau leidenschaftlich den jungen Mann.

„Es ist nicht möglich, Wolfgang! Du hingerichtet! Es kann, es darf nicht sein! Wenn sie Dich aus der Todtenkammer holten! Wenn ich sähe, wie sie Dich auf den Hof führen, der Geistliche an Deiner Seite, die Henkersknechte um Dich, hinaus zum Rade —! Nein, nein, ich verginge — ich stürbe, ich würde wahnsinnig — o, auch das nicht — immer und immer würde das entsetzliche Bild vor mir stehen, das Rad, Du, die

Henker — es würde mich verfolgen —! Wolfgang, fliehen wir! Ich begleite Dich, ich verlasse Dich nicht; ich gehe mit Dir, wohin Du willst! — Sieh dort, sieh dort! Die Scholle treibt an das Land, bringt uns die Freiheit, rettet uns. Komm, komm, mein Geliebter!"

Sie erhob sich; sie zog ihn mit sich empor.

Die Strömung hatte ihre Scholle jetzt wieder dem rechten Ufer der Memel zugetrieben, dem Ufer der Rettung für sie.

Der Rettung für die Unglücklichen, die einmal dem Unglück verfallen waren!

Wolfgang Huber stand neben ihr; er war noch immer stumm; er starrte vor sich hin. Sie umfing ihn wieder.

„Jetzt, jetzt, Wolfgang, wagen wir es."

Die Scholle war zwei Schritte vom Ufer. Das Ufer war flach!

Aber in den Zwischenräumen strömte die wilde Fluth; zehn Schritte von ihnen brausten neue Eisschollen heran. Der Schritt, der Sprung. den sie wagen wollten, mußte schleunig, rasch geschehen.

„Jetzt, jetzt!“ rief sie. „Das Eis, das kommt, würde uns wieder vom Ufer zurückreißen.“

Sie ließ ihn los, sie ergriff nur seine Hand, um ihn mit sich zu dem Sprunge zu ziehen.

Er stand noch unbeweglich.

„Ich beschwöre Dich, Wolfgang!“

Es war zu spät. Die heranstürmenden Eisschollen hatten sie erreicht, drängten sich zwischen sie und das Ufer, hoben und senkten die Scholle, auf der sie standen. Die Scholle schwankte, sie schwankten.

Die Frau fiel nieder auf dem glatten Eise, nach der abschüssigen Seite.

Wolfgang wollte sie halten.

Ein neuer, gewaltsamer Stoß des Eises warf auch ihn um, stürzte ihn in das Wasser.

„Wolfgang! Wolfgang!“ schrie die Frau auf.

Sie wollte ihn fassen. Er war verschwunden.

Sie wollte sich ihm nachstürzen. Eine Eisscholle hob den Unglücklichen wieder empor. Sie ergriff ihn; sie zog ihn zu sich herauf, sie hatte Riesenkräfte.

Sie hatte eine Leiche zu sich herauf gezogen.

Ein tiefer Schmerz zerriß ihre Brust; sie zerwühlte sich ihr Haar.

Bald wurde sie ruhiger, sie schaute in die Züge des Todten.

„Friede ist jetzt mit ihm. Werde auch ich ihn wieder finden? Ich will.“

Sie setzte sich zu der Leiche. Sie schaute immer und immer die Züge des Geliebten an. Sie sah nur ihn; für sie war nichts Anderes auf der Welt, nicht die strömende Fluth, nicht das brausende Eis darin, keine Gefahr, keine Rettung.

„Ob ich ihn, und mich mit ihm in die Tiefe stürze?“ kam ihr einmal der Gedanke.

„Nein!“ rief sie entschlossen.

Sie saß still. Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. Sie schien zu beten, für den Todten, für sich, zu dem Gott, dem sie nicht vorgreifen, dem allein sie ihr Schicksal anvertrauen wollte.

„So saß sie, bis am Ufer des Memelkruges die Menschen sie gewahrten.

IV.

„Gehen wir schnell, gnädige Frau," hatte der Herr Reiner zu der Frau von Griesen gesagt.

Er wollte die Dame zu seinem Wagen führen, in dem er mit dem Baron Griesen angekommen war.

Der Baron war in dem Wagen zurückgeblieben; in dem Kreide'schen Kruge konnte, mußte es gefährlich für ihn sein.

Der Wagen hielt zweihundert Schritte unterhalb des Kruges, an der Memel, in der Landstraße, die auf dem rechten Ufer des Stromes von Tilsit nach Memel führte. Es war auch die Poststraße. Bis zur nächsten Station, Szameitkehmen, sollten die Pferde des Herrn Reiner den Flüchtling bringen; von da sollte Extrapost genommen werden. Am andern Morgen früh konnte Memel erreicht, ein Schiff nach England bestiegen sein; englische Schiffe, den Aufgang der Ströme er=

wartend, lagen um diese Jahreszeit immer auf der Memeler Rhede. Eine Nachricht von der Flucht des Barons konnte bei dem Eisgange des Stromes vor dem dritten Tage in Memel nicht anlangen.

Der Herr von Griesen sollte sofort weiter nach Szameitkehmen fahren. Seine Frau sollte ihn begleiten, wie sie ging und stand. Der Herr Reiner wollte für ihre Sachen, für ihre Zeche, für alles Andere sorgen.

So waren die Pläne.

Aber, seitdem der Herr Reiner den Krug betreten hatte, waren der Herr Hinkerding und die beiden russischen Räthe in einer auffallenden Bewegung gewesen. Der Herr Kreide hatte es dem Herrn Kiesel gesagt. Der Herr Reiner hatte daher die Dame zu besonderer Eile gedrängt.

Das auch die Tilsiter Gendarmen, die mit dem Wagen des Landraths im Kruge angekommen waren, sich unterdeß mit ihren Pferden und dem Wagen zu thun machten, hatte der Herr Kreide nicht gesagt; er wußte es wohl nicht.

Der Herr Reiner ging mit der Dame rasch und leise vom Kruge zu der Langstraße.

„Schleicht da nicht etwas, mein Herr?" fragte die ängstliche Dame ihren Begleiter.

Er hatte es auch schon gehört; aber er wollte sie nicht noch ängstlicher machen.

„Wo?" fragte er.

„Dort rechts in den Weiden, und auch, wie ich meine, in dem Gebüsch hier links am Ufer."

Die Landstraße, in die sie eben eingetreten waren, zog sich zwischen Gebüsch am Ufer des Stroms und zwischen einer dichten Reihe von Weidenbäumen an der andern Seite entlang.

„Es wird nichts sein," sagte der Herr Reiner, der Frau Muth zusprechend.

Ihm selbst war gar nicht wohl zu Muthe.

„Die Frau hat Recht. Da schleicht etwas! Wenn es der Herr Hinkerding mit seinen Gendarmen und Russen wäre? Der Wagen hält in der Mitte der Straße. Sie wollen sich von beiden Seiten heranschleichen, damit der arme Mensch nach keiner Seite entkommen kann."

„Und Donnerwetter!" fluchte er dann in sich hinein. „Wenn er ihnen auch hier entkäme, die Burschen hätten

doch immer seine Spur und blieben auf ihr bis Memel, und wären hinter ihm und kämen zuletzt vor ihm dort an; wechselt er auf einer Station die Pferde, sie nehmen Relais! Das ist eine ganz verdammte Geschichte. Was fange ich da an? Hätte ich ihn doch lieber direkt nach Memel geschickt! Diese verdammten Rücksichten auf die eheliche Zärtlichkeit! Das wäre Wasser auf die Mühle von Freund Kiesel! Der zermalmt mich mit seinen schlechten Witzen, wenn er es erfährt!“

Der Angstschweiß brach dem alten, korpulenten Herrn aus.

„Aber Muth gefaßt!“ sprach er sich dann selbst Muth zu.

Er sowohl wie die Dame waren unwillkürlich schneller gegangen.

Sie hatten kein Gehen und kein Schleichen weiter vernommen.

Freilich waren sie ganz in der Nähe des Stroms, auf dem das Eis noch immer geräuschvoll genug trieb.

„Hole der Geier den Spektakel,“ sagte der Herr Reiner ärgerlich.

Sie hatten um eine Krümmung zu biegen, die der Weg machte.

Der Wagen hielt vor ihnen, an derselben Stelle, an der der Herr Reiner ihn verlassen hatte.

Der Kutscher hatte nur unterdeß gedreht; die Pferde standen in der Richtung nach Szameitkehmen und Memel zu.

„Und, zum Geier!“ rief der Herr Reiner überrascht, und er schwieg erschrocken.

„Zwei Reiter halten an dem Wagen!“ flüsterte entsetzt die Frau.

„Es scheint in der That so.“

„Es sind die Gendarmen!“

„Verlieren wir den Muth nicht, gnädige Frau!“

Sie gingen weiter, sie erreichten den Wagen

Zu jeder Seite desselben hielt einer der beiden Gendarmen auf seinem Pferde, still und stumm.

„Was mag denn das sein?“ fragte sich der Herr Reiner.

Er trat an den Wagen heran; er blickte hinein, der Wagen war leer.

Die Ueberraschung des Herrn Reiner wuchs, aber sein Schrecken nahm ab.

„Guten Abend, meine Herren Gendarmen,“ sagte er.

„Guten Abend!“ war die kurze trockene Antwort des einen der Gendarmen.

Es war der Wachtmeister, der Vorgesetzte; da mußte der Andere schweigen.

„Ah, ah,“ fuhr der Herr Reiner fort, „darf ich fragen, was meinem Wagen die Ehre verschafft, von Ihnen beobachtet zu werden!“

„Wir haben den Befehl!“ war wieder die kurze Antwort des Wachtmeisters.

„Ah, ah, und darf ich fragen, von wem?“

Er erhielt keine Antwort.

„Ja ja,“ sagte sich der Herr Reiner, „fragen darf ich wohl, aber er darf mir nicht antworten.“

„Konrad,“ rief er seinem Kutscher zu, „steige einmal ab und komme zu mir.“

Der Kutscher verließ den Bock und kam zu seinem Herrn.

Der Herr Reiner ging mit ihm und der Dame

einige Schritte voran; die Gendarmen am Wagen sollten nicht hören, was gesprochen wurde.

„Konrad, wo ist der Herr geblieben?“

„Fort, Herr Reiner.“

„Erzähle!“

Der Kutscher erzählte.

Nachdem der Herr Reiner den Wagen verlassen hatte, war auch der Baron Griesen ausgestiegen. Er war ungeduldig, erwartungsvoll in der Landstraße auf- und abgegangen. Das hatte eine Weile gedauert, als man von dem Kruge her einen flüchtigen Schritt vernahm. Der Baron hatte sich am Wagen verborgen gehalten. Der Schritt war wieder verschwunden, ohne näher zu kommen. Jemand hatte wohl nur sehen wollen, ob der Wagen da sei.

„Der Spitzbube, der Hinkerding,“ sagte der Herr Reiner.

Eine Minute, nachdem man den Schritt nicht mehr hörte, waren die beiden Gendarmen hergekommen; zuerst langsam, daß man bei dem Geräusche des Eises sie nicht hören sollte, dann plötzlich in Karriere.

Aber der Herr von Griesen war auf seiner Hut

gewesen, hatte sie gesehen, ehe er sie hörte, war rasch zur Seite gesprungen, in einem Gebüsche hinter den Weiden verschwunden.

Die Gendarmen fanden den leeren Wagen.

Den leeren Wagen fand eine halbe Minute nach ihnen der Herr Hinkerding, der athemlos herbeigestürzt kam.

Den Herrn von Griesen hatte Niemand gesehen.

„Wer war in dem Wagen?" fragte der Herr Hinkerding den Kutscher.

Konrad war nicht dumm.

„Mein Herr, der Herr Reiner von Winge."

„Wer noch mehr?"

„Kein Mensch!"

Der Herr Hinkerding hatte geflucht, mit den Gendarmen leise gesprochen, sich entfernt.

Die Gendarmen hatten sich zu beiden Seiten des Wagens aufgestellt.

„Sie dachten wohl, er werde zurückkommen," sagte der Herr Reiner.

„So mag es wohl sein."

Der Herr Reiner besann sich kurz.

„Gnädige Frau, darf ich bitten, mit mir einzusteigen.“

„In Ihren Wagen?“

„Ich bitte.“

„Wohin?“

„Nach meinem Gute Winge.“

„Ohne meinen Mann?“

„Ohne ihn. Fahren Sie jetzt mit mir nach Winge, so denkt der pfiffige Hinkerding, Ihr Herr Gemahl sei bei mir auf Winge, und ich sei hergekommen, Sie zu ihm zu führen. Man wird uns dann nach Winge folgen und Ihr Mann unterdeß — ja zum Geier!“

„Und mein Mann unterdeß?“

„Ach, ich habe es. Wir steigen ein, fahren ein hundert Schritte voran, sehen zu, wo die Gendarmen bleiben, ob wir sofort verfolgt werden. Dann hält der Wagen; ich eile in den Krug zurück, thue, als wenn ich etwas vergessen hätte, Ihren Shawl etwa, suche Ihren Mann auf, verabrede mit ihm das Nöthige.“

Sie kehrten zum Wagen zurück. Der Herr Reiner hob die Dame hinein, stieg gleichfalls ein. Der Kutscher setzte sich wieder auf den Bock.

„Fort!" rief der Herr Reiner dem Kutscher zu.

Der Kutscher hieb auf die Pferde. Der Wagen rollte fort, in der Straße nach Winge; es war vorläufig auch noch die Poststraße nach Memel.

Nach fünfzig Schritten fragte der Herr Reiner den Kutscher:

„Folgen sie uns, Konrad?"

„Ich sehe nichts, Herr."

„Fahre weiter."

Konrad fuhr weiter.

Nach fünfzig Schritten fragte der Herr Reiner wieder.

„Siehst Du noch nichts?"

„Keine Menschenseele."

Auf einmal rief der Herr Reiner laut:

„Halt, Konrad! Halt, halt! Donnerwetter, ich habe etwas im Kruge vergessen!"

Konrad hielt.

Der Herr Reiner stieg aus.

„Gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich bin in zehn Minuten wieder hier. Sollten Sie sich indeß fürchten, hier allein auf der Landstraße, so kehrt Konrad mit Ihnen um."

„Ich fürchte mich durchaus nicht,“ sagte die Baronin.

Der Herr Reiner kehrte zum Kruge zurück; dem Anscheine nach eilig. Aber der wohlgenährte Herr übereilte sich nie. Er ging sehr vorsichtig, horchte und spähte nach allen Seiten.

Nicht umsonst.

Schon nach zwanzig Schritten sah er den einen der beiden Gendarmen hinter einer Weide außerhalb der Landstraße halten.

„Ah, ah, der ist also doch dem Wagen nachgeritten. Der Andere wird zum Kruge sein, um zu rapportiren!“

Der Herr Reiner setzte seinen Weg fort, entdeckte auf ihm nichts mehr.

Aber an dem Pfosten vor dem Kruge war das Pferd des andern Gendarmen angebunden.

„Richtig!“ sagte sich der Herr Reiner.

Er suchte den Herrn Kreide auf.

„Wo ist der Herr von Griesen, Kreide?“

„Fort, mit der Frau.“

„Mit der Frau wohl nicht!“

„Ich habe wenigstens von Beiden nichts me hr gesehen oder gehört.“

„Sie haben wohl viel Anderes zu thun, Kreide?“

„Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht.“

Der Herr Reiner suchte Mamsell Karolinchen auf.

„Die weiß immer, wo ihr der Kopf steht?“

Ganz wußte es aber auch Mamsell Karolinchen nicht mehr.

Der Krug war voll Menschen, die weiter wollten, nicht weiter konnten. Alle wollten ein Unterkommen, wollten zu essen und zu trinken, verlangten es von dem Herrn Kreide, überstürmten Karolinchen, Russen, Deutsche, Litthauer, Franzosen, Memeler und auch Engländer, zu denen sich ja der L'hombre spielende Herr Hamilton nur halb zählte. Es herrschte im Kruge ein Rennen und Rufen und Bitten und Kommandiren und Thüren aufreißen und wiederzuschlagen.

„Karolinchen, Sie haben ja einen Höllenlärm im Hause.“

„Und die Teufel fehlen auch nicht, Herr Reiner!“

„Aber auch die Engel nicht, Karolinchen, wo Sie sind!“

„Engel?“ sagte Karolinchen. „Ja, und ein paar recht arme sind hier.“

Sie sprach es mitleidig.

„Aber ich habe nicht viel Zeit, Herr Reiner.“

„Wo ist der Baron von Griesen, Karolinchen?“

Karolinchen wollte antworten, und man sah ihrer Miene an, daß sie wußte, wo der Baron war.

In dem nämlichen Augenblicke sah sie den Herrn Hinkerding hinter sich.

Der preußische Dorfgerichtsschreiber und Agent der russischen Beamten hatte sich leise herangeschlichen. Er spionirte immer; hier hoffte er wohl ganz sicher, etwas zu erfahren, und er mußte etwas, er mußte viel, für ihn die Hauptsache erfahren; er, der Herr Hinkerding, wußte nicht, wo der Baron Griesen war; er hatte ihn verloren.

„In Sicherheit!“ flüsterte Karolinchen schnell dem Herrn Reiner auf seine Frage zu.

Dann wandte sie sich an den Herrn Hinkerding.

„Was suchen Sie hier?“

Sie fragte es so vornehm, der Herr Reiner warf dem Herrn Hinkerding einen so handgreiflich bezeichnenden Blick zu.

Der Dorfgerichtsschreiber zog sich zurück, ohne zu antworten.

Aber an seiner Stelle war sofort ein Anderer da.

„Mamsell, wo ist meine Frau?“ fragte der Herr von Formbach Karolinchen.

„Ihre Frau?“ sagte Mamsell Karolinchen mit einer Ruhe und Kälte, die mehr Hohn, als Verwunderung über seine Frechheit ausdrückten.

„Ich suche sie,“ sagte der Herr von Formbach.

„Hier?“

„Ich suche sie überall. Man hat sie zuletzt bei Ihnen gesehen.“

Karolinchen sann über eine Antwort nach.

Da erschienen Menschen in der Krugthür, traten in den erleuchteten Flur.

„Schauen Sie um sich, Herr Baron von Formbach!“ sagte Karolinchen.

Der Herr von Formbach sah sich um.

Man hörte denselben unterdrückten Schrei, den man zehn bis fünfzehn Minuten vorher am Ufer der Memel vernommen hatte, als die Eisscholle mit dem todten jungen Manne und der betenden Frau herantrieb.

Der Herr von Formbach rannte wie ein Wahnsinniger davon.

Der Herr Kreide kam von der Seite aus dem Gastzimmer gestürzt.

„Champagner! Champagner! Zimmer für die Damen! Betten! Schnell, Alles schnell, Kreide!“

So rief es toll durcheinander aus dem Gastzimmer hinter dem Herrn Kreide her.

Der ärme gehetzte Krugwirth stürzte auf seine Tochter zu.

„Karolinchen, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Die Memeler wollen Stuben, wollen Betten, wollen Champagner, wollen russisch werden, wollen alle Russen aus dem Hause jagen! Sie sind rein wie verrückt. Hilf mir, Karolinchen! Besorge Alles.“

„Auch daß sie russisch werden?“

Der Herr Kiesel mußte es doch sagen, wie schwer ihm das Herz war.

Karolinchen verlor auch jetzt den Kopf nicht.

V.

Die Eisdecke am Ufer oberhalb des Memelkruges war geborsten, gebrochen; eine neue Strömung setzte das Eis in rasche Bewegung. Die eingekeilte Scholle wurde frei, wurde geschoben, nach dem Ufer gedrängt, an dem die Menschen standen.

Margaretha Formbach, die hohe, bleiche Frau in der Zuchthauskleidung, hatte sich aufgerichtet. Sie starrte die Leiche an, die zu ihren Füßen lag. Sie fühlte, es wär ein entscheidender Augenblick für sie gekommen, die Rettung oder der Tod. Aber war nicht ihre einzige Rettung der Tod? Sie konnte ihn nur nicht frevelhaft sich selbst geben; sie durfte einer höheren Hand, die über sie zu bestimmen hatte, nicht vorgreifen. Und doch wieder! Die Rettung trennte sie von dem Geliebten; der Tod vereinigte sie ganz wieder mit ihm.

Die Scholle wurde auf das flache Ufer getrieben.

Die Menschen umringten sie, den Todten, die schöne hohe, bleiche Frau.

„Alfred, sie ist es!“ rief Fräulein Hedwig dem Kadetten zu.

Das kleine Fräulein war bleicher, als die Frau in der Zuchthauskleidung.

Sie sprang auf die Scholle, sie nahm die Frau in ihre Arme.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“

Sie zog die Frau von dem Eise auf das Land.

„Wie schrecklich! Was müssen Sie gelitten haben! Bei dem Todten!“

Die Frau schien in einem Zustande der Bewußtlosigkeit, der Willenlosigkeit zu sein. So ließ sie sich von dem Kinde fortziehen.

„Ich bringe Sie zu meiner Schwester. Sie wird Ihre Freundin werden; sie kennt Sie, auch ich —“

Die Frau mußte doch aufschauen, das Kind anblicken.

„O gewiß kennen wir Sie. Sie sind —“

Hedwig sprach leiser:

„Sie sind Margaretha Formbach. Sind Sie es nicht?“

„Ja," sagte die Frau, „ich bin Margaretha Formbach."

„Ah, ich wußte es gleich, da ich Sie sah. Wir wissen Alles von Ihnen, Ihren Muth und Ihren Edelmuth, Ihr Unglück, das entsetzliche Verbrechen, das gegen Sie verübt wurde, und —"

„Und der Niederträchtige ist hier!" schwebte es auf den Lippen Hedwigs.

Sie schwieg.

„Meine Schwester Agathe wird Ihnen Alles sagen," sprach sie dann. „Sie ist älter als ich. Ihr können Sie Alles anvertrauen. Sie wird Sie lieben. Sie werden sie lieben."

Margaretha Formbach hatte ihr volles Bewußtsein wieder erlangt.

„Zu Ihrer Schwester wollen Sie mich führen?" fragte sie.

„Zu meiner Schwester Agathe. Sie ist so gut —"

„Nein," sagte Margaretha Formbach. „Ich darf nicht zu guten Menschen. Ich muß in das Zuchthaus zurück. Wo sind wir hier? Führen Sie mich —. Nein, nicht Sie, mein liebes, edles Kind! Lassen Sie

mich allein gehen, zu dem ersten Polizeibeamten, daß er mich zurückbringe."

„In das Zuchthaus?" rief Hedwig mit zitternden Lippen. „In das Zuchthaus wollen Sie wieder?"

„Ich muß! Nur da ist mein Platz!"

Der Herr Kiesel war mit dem Kadetten den Beiden gefolgt.

Der Herr Kiesel hatte die Anordnung getroffen, daß die Leiche des jungen Züchtlings nach dem Kruge geschafft werde.

„Man kann nicht wissen," sagte er, „was da vorgegangen ist. Vielleicht ein Verbrechen."

Er sah die Sache nüchterner an, als das kleine Fräulein.

Voll Rücksicht war er dennoch.

„Folgt uns von Weitem," befahl er, „damit die Frau den Todten nicht wiedersehen muß."

„Sie ist die Unglückliche!" sagte Hedwig zu dem Herrn Kiesel.

Margaretha Formbach sah den Herrn Kiesel an.

„Auch Sie kennen mich, mein Herr?"

„Ich kenne Ihr trauriges Schicksal."

„O, mein Herr, so darf ich mir eine Bitte an Sie erlauben. Führen Sie mich zu dem nächsten Polizeibeamten."

„Sie will in das Zuchthaus zurück, Herr Kiesel!" rief Hedwig.

„Und Sie mein liebes Fräulein," sagte der Herr Kiesel, „wollen Sie sie zuerst zu ihrer Schwester Agathe bringen?"

„Ja, ja!"

„Thun Sie das, mein braves Kind," sagte der Herr Kiesel.

Zu Margaretha Formbach sprach er dann:

„Mit dem Zuchthause hat es noch Zeit! Gut Ding will Weile haben, und ein schlimmes noch mehr!"

Der Kadet aber hatte an etwas Anderes gedacht. Er eilte voraus zum Kruge.

Er traf hier Mamsell Karolinchen.

„Schönstes Karolinchen, wissen Sie, wo meine Cousine Agathe ist?"

„Ei, Herr Kadet, müssen Sie die Leute umarmen, wenn Sie nach Ihrer Cousine fragen?"

„Wenn ich die Erlaubniß dazu erhalte, ja."

„Die Erlaubniß von Ihrer Cousine Agathe?"

„Alle Wetter!"

„Oder gar von dem kleinen blonden Fräulein Hedwig?"

„Die kratzte mir die Augen aus!"

„Ihre Cousine Agathe, Herr Kadet, ist in meinem Stübchen."

„Und Ihr Stübchen ist?"

„Dort! Fräulein Agathe ist dort bei einer Unglücklichen?"

„Ah, Mamsell Karolinchen, darf ich eine zweite Unglückliche dahin bringen?"

„Wer ist sie?"

„Die Frau des Herrn von Formbach."

„Die ist ja im Zuchthause zu Ragnit!"

„Jetzt hier, per Eis angekommen, mit einem —. Aber nein, mit dem Unglücke und mit dem Tode keinen Scherz!"

„Was spricht er da?" dachte Karolinchen. Aber sie hatte keine Zeit; sie besann sich rasch:

„Bringen Sie auch die arme Frau in mein Stübchen. Es wird dann Manches auf einmal klar.“

Der Kadet sprang zu den Andern zurück, die er verlassen hatte.

Er nahm den Herrn Kiesel auf die Seite.

„Agathe ist in Karolinchens Stübchen schon mit einer Unglücklichen.“

„Ah,“ sagte der Herr Kiesel, der selbst Fräulein Agathe gebeten hatte, der entführten Mitauerin sich anzunehmen.

Er warf einen bedenklichen Blick auf das blonde Fräulein.

„Hedwig,“ sagte zu dieser der Kadet, „gehen wir zu Deinem Vater und Mathilde.“

Sie gingen die Treppe hinauf.

Der Herr Kiesel begab sich mit Margaretha Formbach in Mamsell Karolinchens Stübchen, das unten im Hause war.

„Margaretha Formbach,“ sagte er zu Fräulein Agathe.

Das Fräulein hatte der Dame aus Mittau Alles

erzählt, was sie wissen mußte, um den Elenden, den sie so geliebt hatte, ganz aus ihrem Herzen zu reißen.

Agathe und die Unglückliche umarmten die Frau, die so unendlich unglücklicher war.

Der Herr Kiesel ließ sie still allein.

Es gab für ihn anderswo zu thun.

VI.

Der Herr Reiner ging verlegen umher. Wohin er kam, wohin er blickte, sah er Gendarmen, den Herrn Hinkerding, die beiden russischen Beamten, im Hause, auf dem Hofe, in dem Gärtchen. Nur den Herrn von Griesen fand er nirgends, nicht einmal eine Spur von ihm vermochte er zu entdecken, und die Baronin mußte noch immer hinten auf der Landstraße einsam im Wagen warten; die zehn Minuten, nach deren Ablauf spätestens er hatte zurückkehren wollen, waren längst verflossen Endlich sah er etwas anderes, und das Herz ging ihm auf.

„Kiesel, Sie schickt mir der Himmel!“

„Hm, Reinerchen, und mir ist, als wäre mir heute die Hölle an den Fersen.“

„Sie müssen mir helfen, Kiesel.“

„Was gibt es, Reinerchen.“

„Ich habe mich da mit einer Frau eingelassen —“

„Teufel, Reiner — auch Sie?“

„Was soll man machen, Freundchen?“

„Sie wollen heirathen? Sie?“

„Aber Kiesel —“

„Und dazu soll ich Ihnen helfen? Ich?“

„Aber laßt mich zu Worte kommen, Kiesel —“

„Ich will kein Wort mehr von Ihnen hören. Ein Mensch, der heirathen will — in Ihrem Alter gar —“

„Aber ich denke ja gar nicht an's Heirathen —“

„Was haben Sie dann der Frau versprochen?“

„Ihr ihren Mann, den sie schon hat, wieder zu verschaffen.“

„Auch damit will ich nichts zu thun haben. Eine Ehe kann höchstens etwas taugen, wenn die Eheleute tausend Meilen weit auseinander wohnen.“

„Aber Kieselchen, es handelt sich ja um einen Unglücklichen, der an die Russen ausgeliefert werden soll.“

„Doch nicht um den Baron Griesen?“

„Eben um ihn.“

„Halt, Reinerchen, das ist etwas Anderes. Da bin ich mit Ihnen!“

Herr Reiner erzählte.

Als er zu Ende war, sagte der Herr Kiesel:

„Sie haben Recht. Er kann nur über Memel ankommen, und seine Verfolger dürfen an Memel nicht denken. Und den Hinkerding hätte man für ein paar Goldstücke, und die beiden Russen wären auch noch zu bezahlen. Aber die beiden Gendarmen? Das ist die verdammte Geschichte, Reinerchen, daß unsere preußischen Gendarmen solch ehrliches Dienstvieh sind."

„Nun, nun," meinte der Herr Reiner.

„Es gibt Ausnahmen, wollen Sie sagen, Reinerchen?"

„Herr Kiesel!" wurde der Herr Kiesel plötzlich leise angerufen.

„Was gibt es, mein junger Held?"

Der Kadet zögerte mit der Antwort.

„Sie dürfen vor meinem Freunde Reiner sprechen, Herr Alfred von Hagen."

„Der Herr von Formbach —" sagte der Kadet.

„Will wohl seine Frau wieder haben?"

„Er hat entdeckt, wo sie ist, und meine Cousine Agathe —"

„Teufel!“ rief der Herr Kiesel. „Da fällt mir etwas ein. Reinerchen, ob die Spitzbuben den Herrn von Griesen kennen?“

„Er kennt wenigstens keinen von ihnen.“

„So kennen sie auch ihn nicht.“

„Aber sie werden sein Signalement haben.“

„Pah, bei Nacht sind alle Katzen grau. Wo ist der Herr von Formbach, mein braver Kadet?“

„Diesen Augenblick in seinem Zimmer. Er trifft Anstalten zu seiner Abreise, mit seiner Frau. Es sei seine Frau, sagt er, und er will sie wieder haben, wenn er auch Gewalt brauchen müsse. Er will mit ihr nach Memel, da er hier nicht weiter kann.“

„Hm, Herr Kadet, von wem haben Sie Ihre Nachrichten?“

„Von Mamsell Karolinchen.“

„Donnerwetter, junger Herr, ich muß doch über Sie mit Fräulein Hedwig sprechen?“

„Mit der hat mir Karolinchen schon selbst gedroht, Herr Kiesel.“

„Sehe Einer! Doch davon nachher. Aber wen

schicken wir zu dem Hinkerding? Ihnen, Reinerchen, und mir traut er nicht.“

„Was soll er uns trauen, Kiesel?“

„Daß der Formbach der Griesen sei.“

„Der Geier!“ rief der Herr Reiner. „Und wir sollen den Herrn von Formbach nach Sibirien schicken?“

„Hat der Bursch es nicht verdient?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Ich erzähle Ihnen später von ihm. Wen schicken wir zu dem Hinkerding?“

Der Herr Kiesel sah den Kadetten an.

„Ich trage die Uniform,“ entschuldigte sich dieser.

„Sehe Einer!“ rief der Herr Kiesel wieder. „Steckt dem jungen Fant die Uniform im Magen! Einem halben Dutzend hübscher Mädchen zu gleicher Zeit die Köpfe zu verrücken, daraus macht sich die Uniform kein Gewissen. Aber einen armen Teufel zu retten —“

„Herr Kiesel, ich gehe nicht zu Ihrem Hinkerding,“ sagte der Kadet entschieden.

„Sie sollen auch nicht. Aber zu Jemanden anders sollen Sie gehen, zu ihrer braven, soliden Cousine Agathe. Sie ist in Karolinchens Stübchen. Bitten

Sie sie auf einen Augenblick heraus. Sie, lieber Reiner, gehen unterdeß zu Ihrem Wagen auf der Landstraße zurück, um die arme Frau darin zu beruhigen, oder noch besser hieher zurückzubringen, und auf mich und den Herrn Griesen zu warten. Mit Gottes Hülfe bin ich in einer Viertelstunde bei Ihnen."

Der Herr Kiesel schien in einer halben Minute einen ganzen Plan gemacht zu haben.

Der Kadet war schon fort.

Der Herr Reiner ging gleichfalls.

„Sie schickt mir der Himmel!" hatte er zu dem Herr Kiesel gesagt.

„Meine Mission eine himmlische, also göttliche?" lachte der Herr Kiesel. „Nun, der Teufel hat ja bei Allem seine Hand im Spiele, auf dieser Menschenwelt wenigstens, wie es für das Menschengeschlecht ja auch wohl sein muß."

Er folgte dem Kadetten.

Fräulein Agathe stand schon mit dem Kadetten draußen vor der Thür Karolinchens.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte der Herr Kiesel

zu ihr, „will die arme Frau, die ich zu Ihnen brachte, noch in das Zuchthaus zurück?“

„Muß sie nicht?“ fragte das Fräulein.

„Sie sprechen ein hartes Wort aus, mein Fräulein,“ sagte der Herr Kiesel.

Das Fräulein hatte, wie wir wissen, einen strengen und dabei einen etwas stolzen Blick. Sie warf ihn voll auf den Herrn Kiesel; sie wollte ihn damit messen.

„Hm, mein verehrtes Fräulein,“ sagte ruhig der Herr Kiesel; „ich stellte meine Worte wohl nicht ganz richtig. Darf ich, ehe ich sie anders setzte, mir eine Frage an Sie erlauben.“

„Sie dürfen, mein Herr.“

„Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein, der Richter ist es, der zum Zuchthause verdammt?“

„So ist es!“

„Nach seinem Strafgesetzbuche?“

„Ja!“

„Hm, die Strafgesetzbücher der Menschen sind aber nicht mit der Liebe der Menschen geschrieben?“

Das Fräulein antwortete nicht.

„Eine andere Frage werden Sie mir beantworten,

mein verehrtes Fräulein. Sie kennen die Geschichte, das Verbrechen der Frau von Formbach."

„Ich kenne sie."

„Vollständig?"

„Vollständig."

„Würde Ihr Herz die Frau zu einer Zuchthausstrafe verdammt haben?"

„Es handelt sich jetzt nicht um damals," sagte das Fräulein.

„Sie hätten sie also damals freigesprochen?"

„Ja."

„Und jetzt wollen Sie sie verurtheilen?"

„Ich?" fragte das Fräulein.

Es war eine Frage, die sie, erschrocken über sich selbst, an sich selbst richtete.

Der Herr Kiesel beantwortete sie ihr.

„Ihr Ich sagt nein, mein Fräulein."

„Aber die Unglückliche will," sagte Fräulein Agathe.

„Ja, ihr Unglück will; weil die Menschen sie verstoßen, kann sie nur noch Trost im Zuchthause finden."

„Auch ihre Ehre fordert es. Man darf sie nicht

für die Brandstifterin, für die Mitschuldige des unglücklichen Brandstifters halten.“

„Das hat sie Ihnen gesagt, Fräulein?“

„Ja!“

„Hm, mein Fräulein, der Inquirent in Ragnit, und wäre er der Großinquisitor, kann über ihre Schuld oder Unschuld nichts mehr herausstellen, als was wir Beiden, Sie und ich, schon darüber wissen, und wenn Beide den Muth haben, für ihre Unschuld einzustehen, dann ist ihre Ehre vor der Welt mehr gerettet, als alle Kriminalakten der Welt sie zu retten vermögen.“

Das Fräulein stand doch noch nachsinnend.

„Ihr Herz steht unter dem Regiment eines strengen Rechtssinnes,“ sagte der Herr Kiesel.

Und strenger Begriffe von Ehre, mein Herr!“

„Es ist Schade für das edle Herz!“

„Schade, mein Herr?“

„Ach, mein Fräulein,“ rief auf einmal der Herr Kiesel, „hätten Sie die Güte, hier zwei Minuten auf mich zu warten?“

Es war plötzlich ein Gedanke in ihm aufgetaucht.

„Was wollen Sie?“ fragte ihn das Fräulein.

„Ihnen einen Schiedsrichter bringen."

„Ich werde warten."

Er verließ sie.

Sie sah ihm verwundert nach.

Er ging in das Gastzimmer des Herrn Kreide.

Die Memeler Herren jubilirten bei ihrem Champagner und in der Hoffnung, bald russisch zu werden.

Die vier L'hombrespieler saßen noch bei ihrem Spiele und ärgerten sich über den Lärm, den die Memeler Herren verführten.

„Wenn sie russisch sind, werden sie schon still werden," sagte der Herr Hoffmann.

Der Herr Kiesel war an den Spieltisch getreten. Er hatte ein sehr wichtiges Gesicht. Mit diesem wandte er sich an den Bürgermeister von Ragnit.

„Lieber Mackwitz, könnten Sie auf zehn Minuten die Partie verlassen?"

„Seid Ihr toll, Kiesel?"

„Ich bitte darum."

Alle vier Herren sahen den Herrn Kiesel an, als wenn sie wirklich an seinem Verstand zweifelten.

„Herr Bürgermeister, es ist eine Amtssache, die ich Ihnen mitzutheilen habe.“

„Eine Amtssache? Ist es Euer Ernst, Kiesel?“

„Ja!“

„Hole der Teufel alle Amtssachen!“ fluchte der Herr Mackwitz.

Aber er war schon aufgestanden.

„Hamilton, nehmt meine Karten.“

„Nun, Kiesel?“

„Folgen Sie mir.“

Sie verließen das Zimmer.

In dem Gange vor der Thür Karolinchens stand noch Fräulein Agathe.

Zu ihr gingen sie.

„Herr Bürgermeister,“ sagte der Herr Kiesel in Gegenwart der Dame, „das Zuchthaus zu Ragnit ist abgebrannt.“

„Die Leute sagen es; aber kein Mensch kam von hier aus hin.“

„Mehrere Gefangene sind bei der Gelegenheit entsprungen.“

„Ich glaube es wohl; aber was kann man hier machen?“

„Einer, oder vielmehr Eine davon hier.“

„Schon verhaftet?“

„Nicht ohne Sie, Herr Bürgermeister.“

„Teufel, die Person muß sofort arretirt werden. Wo ist sie?“

„Hier in der Nähe. Margaretha geschiedene Formbach heißt sie.“

Der alte brave Bürgermeister wurde bleich; seine große, kräftige Gestalt sank zusammen.

„Kiesel,“ sagte, stöhnte er fort. „Ich bitte Euch um des Himmels willen — Ihr habt mir nichts gesagt, kein Wort. Und auch diese Dame hier — sie hat nichts gehört!“

„Aber was ist Ihnen, Bürgermeister?“

„Was mir ist? Hört, Kiesel, wo der allmächtige Gott im Himmel auf solche Weise seine Gnade hat walten lassen, da soll der Mensch mit seinen erbärmlichen Gesetzen und mit seiner Polizei, seinen Gendarmen und seinen Zuchthäusern — zum Teufel gehen!

Die arme Frau, meine verehrte Dame, o, wenn Sie deren Unglück kennten —“

„Ich kenne es,“ sagte Fräulein Agathe, mit einer Stimme, die vom Weinen fast erstickt wurde.

Sie ergriff rasch die Hand des Herrn Kiesel, drückte sie und verschwand in dem Stübchen der Mamsell Karoline.

Einen kleinen Augenblick mußte der Herr Kiesel ihr doch nachblicken. Dann wandte er sich an den Herrn Mackwitz.

„Hm, Mackwitz, ich habe Ihnen in Betreff der Gefangenen nichts gesagt, aber nur unter einer Bedingung.“

„Die wäre?“

„Hier ist ein russischer Edelmann, Baron Griesen. Hat Ihnen der Kreide nichts von ihm erzählt?“

„Kein Wort.“

„Er soll an Rußland ausgeliefert werden. Die Gendarmen sind schon hier. Den Landrath hielt der Eisgang zurück.“

„Macht es kurz, Kiesel. Ich muß zu meinem L'hombre zurück.“

„Die russischen Beamten zu seinem Empfange sind auch schon hier.“

„Nun?“

„Die Hauptperson, der Herr von Griesen, ist ihnen aber entsprungen, sitzt hier verborgen und kann ohne Hilfe nicht fort.“

„Macht es kurz, Kiesel.“

„Nun ist auch noch der Dorfgerichtsschreiber Hinkerding hier. Sie kennen ihn doch?“

„Gewiß kenne ich den Burschen.“

„Der weiß alle Wege und Schliche und er allein könnte dem Griesen helfen. Möchten Sie nicht mit ihm sprechen?“

„Hm, Kiesel, was hat der Herr von Griesen verbrochen?“

„Pah, Mackwitz, an der Auslieferung von Verbrechern ist den Russen nichts gelegen. Der arme Teufel hat auf den Kaiser geschimpft.“

„Das ist Alles?“

„Alles.“

„Hm, Kieselchen, warum sprechen Sie nicht selbst mit dem Hinkerding?“

„Ich habe einmal mit dem Menschen etwas gehabt, seitdem traut er mir nicht. Sie haben Autorität über ihn.“

„Hat der Herr von Griesen nichts Anderes verbrochen, Kiesel?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Wo ist er?“

„Eingeschlossen in Nummer vier. Sie wollen also?“

„Ja.“

„Sie sind die beste Seele von der Welt, Mackwitz.“

„Aber Eins, Freundchen. Geht zu dem L'hombretische, und sagt, ich käme in fünf Minuten zurück.“

„Ich gehe, Mackwitz.“

Sie trennten sich. Der Herr Kiesel ging zuerst zu den L'hombrespielern.

„Der Mackwitz hat wichtige Amtsgeschäfte.“

„Hole sie der Teufel.“

„Aber er wird in fünf Minuten wieder hier sein.“

„Gut, gut; stört uns nicht.“

Der Herr Kiesel suchte dann Mamsell Karolinchen auf. Er fand sie in der Küche.

„Karolinchen, der Herr von Formbach ist noch in Nummer vier?“

„Ja, Herr Kiesel. Er schwört, er müsse seine Frau heraushaben. Sie soll mit ihm.“

„Karolinchen, wissen Sie, wie man ihn ohne die Frau fortschaffen kann?“

„Nun, Herr Kiesel?“

„Wenn Sie zu ihm gehen und sagen, zuerst, der Ragniter Bürgermeister sei hier und wolle ihn mit seiner geschiedenen Frau zusammenstellen, die aus dem Zuchthause entsprungen sei und sich über allerlei Geschichten auf ihn berufe.“

„Das ist ein vortrefflicher Einfall von Ihnen, Herr Kiesel,“ sagte Mamsell Karolinchen.

„Ja, solange ich nicht an's Heirathen denke, habe ich keinen schlechten Einfall. Dann sagen Sie ihm noch Eins. Die Dame, die er für seine Frau ausgiebt, habe sich zu ihrem Schutze an die beiden Gendarmen gewandt, und die erbosten Gendarmen, die das Strafgesetz kennen, als sie von einer Entführung gehört, wollten ihn verhaften. Sie beriethen sich darüber gerade mit dem Ragniter Bürgermeister.“

„Vortrefflich!“ lachte Mamsell Karolinchen.

„Drittens, Karolinchen —“

„Ich habe genug, Herr Kiesel!“

Karolinchen ging schon.

Der Herr Mackwitz suchte den Herrn Hinkerding auf.

Er fand ihn bald.

„Ah, Hinkerding, ich suchte Sie.“

„Was haben der Herr Bürgermeister mir zu befehlen?“

„Ich habe eine Bitte an Sie, Hinkerding. Hier ist ein armer Teufel, der an die Russen ausgeliefert werden soll.“

Der Herr Hinkerding war ganz Ohr und ganz Auge zugleich; er durfte nichts davon zeigen.

„Hm, Herr Bürgermeister!“

„Sie könnten mir wohl den Gefallen thun, Hinkerding, dem Menschen zu helfen, daß er entkommt. Baron Griesen heißt er.“

„Hm, Herr Bürgermeister —“

„Was ist?“

„Ich will thun, was ich kann. Aber wo ist der Baron?“

„Oben in Nummer vier. Er hat sich dort eingeschlossen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister.“

„Sie haben mir nicht zu danken.“

Damit eilte der Herr Mackwitz zu seinem L'hombre zurück.

„Doch, doch, mein vortrefflichster Bürgermeister!“ rieb der Herr Hinkerding sich vergnügt die Hände, Tausend Dank bin ich Dir schuldig! Also in Nummer vier! Ah, und jetzt werde ich auch ein anderes Wort mit den Herren Russen sprechen. Das Gesindel macht keine Komplimente mit uns; warum soll ich sie mit ihnen machen? Unter fünfzig Silberrubel thue ich es nicht. Ah, ich fordere sechzig, siebenzig, achtzig —“

Er war glücklich wie das Milchmädchen in der Fabel.

Der Herr Hinkerding hatte, seitdem er am Nachmittage die Bewegung auf dem Tilsiter Ufer gewahrte, wie die Menschen dort durcheinander riefen und rannten, Gendarmen und Polizeidiener, selbst der Berliner Polizeirath, gar nicht mehr daran gezweifelt, daß der Baron Griesen entsprungen sei. An eine Wieder-

ergreifung konnte er nicht mehr denken, als Niemand zu dem Ufer zurückkehrte.

Er sprach mit den russischen Beamten und den Gendarmen. Sie waren mit ihm einverstanden, auch daß man ruhig im Kreide'schen Kruge warten müsse, bis weitere Nachricht komme.

Da sah er am Abend den Herrn Reiner von Winge, den er kannte, wie Alles in der Gegend, heimlich in den Krug gehen, hörte ihn nach der Frau von Griesen fragen.

Wie ein Blitz flog ihm durch seinen Polizeikopf der Gedanke: „Der Herr von Griesen ist nach Winge entkommen. Er kennt den Herrn Reiner. Der soll ihm die Frau holen, beide fortschaffen."

Er spionirte. Er fand den Wagen; er ließ ihn besetzen; aber der Wagen war leer. Er ließ ihn bewachen, kehrte zum Kruge zurück, erfuhr hier von einem Knechte, daß eine fremde Mannsperson sich in den Krug geschlichen habe.

„Der Vogel ist im Hause!"

„Aber wie ihn finden?"

Er spionirte hin und her.

Er wollte verzweifeln, als sein Spioniren vergeblich war.

Da erfuhr er von dem Bürgermeister Mackwitz, was er wissen wollte.

Mit seinem strahlenden Gesichte ging er zu seinen beiden Russen.

Sie saßen in ihrem Zimmer, und thaten etwas, was sie in Rußland nicht konnten; sie tranken gute Weine für billiges Geld. Dabei schimpften sie freilich auf die preußischen Hunde, mit denen man nichts zum Ende bringen könne; in Rußland wären sie längst mit der ganzen Geschichte fertig.

„Sie haben ihn?“ rief dem Dorfgerichtsschreiber der Wilnaer Gouvernementsrath entgegen.

Den Petersburger Staatsrath machte seine Würde reservirter.

„Ich kann erfahren, wo er ist,“ antwortete der Herr Hinkerding.

„Warum wissen Sie es denn noch nicht?“

„Es kostet Geld!“

„Geld, immer Geld in diesem verdammten Preußen!“

„Hm, Herr Gouvernementsrath, in Rußland kennt man auch Geld.“

„Fragen Sie ihn, wie viel er haben muß,“ sagte der Staatsrath vornehm zu dem Gouvernementsrath.

„Nun, wie viel kostet es denn?“ fragte der Gouvernementsrath den Dorfgerichtsschreiber.

Der Herr Hinkerding nahm sich ein Herz; er wurde roth dabei wie ein Kind.

„Achtzig —“

Der Gouvernementsrath fuhr auf, wie eine bissige Bulldogge.

Der Herr Hinkerding war nicht mehr roth.

„Siebenzig —“

„Was?“ rief die Bulldogge.

„Fünfzig Rubel!“ platzte entschlossen der Herr Hinkerding heraus.

Zu sechzig hatte er nicht den Muth mehr. „Aber unter fünfzig nun und nimmer,“ schwor er sich.

„Wohl gar Silber?“ höhnte ihn der Gouvernementsrath.

„Silber!“ sagte ruhig der Herr Hinkerding.

„Bieten Sie," murrte der Staatsrath, „dem Sohne einer Hündin Pomaske."

Pomaske ist Papiergeld, und gilt etwa viermal weniger als Silbergeld.

„Pomaske!" sagte der Gouvernementsrath.

„Meine Herren," sagte Hinkerding, „fünfzig Silberrubel, oder Sie müssen sehen, allein fertig zu werden."

Er machte Miene, das Zimmer zu verlassen; er war prächtig in seiner ruhigen Entschlossenheit.

„Er soll sein Silber haben," entschied der Staatsrath.

„Jetzt gleich!" verlangte der Hinkerding.

„Wo ist der Mann?"

„Hier im Hause."

„Halb bei der Verhaftung, halb an der Grenze," sagte wieder der Petersburger Staatsrath.

„Halb jetzt gleich, und halb bei der Verhaftung," verlangte Hinkerding.

„Sohn einer Hündin," knurrte noch einmal der Staatsrath.

Dann wurde dem Dorfgerichtsschreiber seine Forderung bewilligt.

Dann erhielt er die ersten fünfundzwanzig Rubel in guten Imperials ausbezahlt.

„Und nun, wo ist der Mann?“

„In fünf Minuten sollen Sie es wissen.“

Der Herr Hinkerding ging.

In fünf Minuten war er wieder da.

„Eingeschlossen hier im Hause, in dem Zimmer Nummer vier, und, meine Herren, damit wir so wenig wie möglich Aufsehen erregen, brechen wir sofort in der Nacht auf. Sie lassen Ihren Wagen anspannen, weisen die Gendarmen an, den Mann zu verhaften und Ihnen zu überliefern, und fahren mit ihm ab.“

„Und Sie?“ wurde der Herr Hinkerding gefragt.

„Ich begleite Sie zur Grenze. Bei der Verhaftung darf ich nicht sein; mir steht hier keine amtliche Gewalt zu. Ich kann nur Ihre Befehle den Gendarmen überbringen.“

„Thun Sie das.“

Der Herr Hinkerding ging damit und mit seinen fünfundzwanzig Silberrubeln.

VII.

Der Herr Kreide hatte den reichen Memelern, die als Supplikanten für ihre arme Stadt nach Tilsit pilgerten, Alles versprochen, was sie von ihm verlangten, und Karolinchen hatte ihnen viel gehalten. Sie hatten Champagner in Fülle bekommen und ein gutes Nachtessen; für jede der beiden Damen war auch ein Stübchen zurecht gemacht, das der Madame Brand sogar mit zwei Betten, denn die Dame hatte zuletzt doch vorgezogen, ihren Mann bei sich zu behalten.

„Sie kennen ihn ja, Sarah," sagte sie zu der Freundin. „Wenn er zu viel Champagner getrunken hat, macht er gerne dumme Streiche, und da möchte ich ihn gerne unter meiner Aufsicht haben."

Fräulein Sarah, oder wie sie sich lieber nennen ließ, Miß Sarah Oelschläger, war einverstanden. Karolinchen konnte ihr noch ein besonderes Stübchen verschaffen, ganz für das hagere Fräulein allein.

„Und wo werden wir bleiben?“ hatten dann die Memeler Herren den Herrn Kreide nochmals gefragt.

Karolinchen verhandelte mit den beiden Damen, der Herr Kreide mit den Herren.

Der Herr Kreide wußte damals noch, wo ihm der Kopf stand.

„Wird sich Alles finden, meine Herren,“ sagte er listig. „Sie werden mit Kreide zufrieden sein.“

Mit dem Champagner und dem Nachtessen waren sie wenigstens sehr zufrieden. Sie aßen und tranken, stießen an und jubilirten; es war wirklich ein heilloser Spektakel.

„Sie sind es nicht anders gewohnt,“ sagte der Herr Hoffmann.

„Sie meinen, es sei englisch!“ meinte höhnisch der Herr Hamilton.

„Wenn sie russisch sind,“ sagte der Bürgermeister Mackwitz, „werden sie schon aus einem andern Loche pfeifen.“

„Hole der Teufel die Beefsteaks,“ sagte der vierte der Herren am L'hombretische. „Die Kerls schreien ja, daß man sein eigen Wort nicht mehr hört.“

Die vier Herren hatten dennoch ihr L'hombre nicht aufgegeben.

Und die Memeler kümmerten sich wenig um die Tilsiter und Ragniter Herren.

„Auf gut Russisch!" stießen sie an.

„Dafür werde ich schon sorgen!" sagte Miß Sarah Oelschläger.

„Der Kronprinz soll leben!"

„Miß Sarah daneben!"

Miß Sarah bedankte sich triumphirend und verschämt.

„Indead! Es paßt sich wohl nicht an dieser Stelle für mich, daß ich über mich selbst spreche. Aber ich darf es doch mit einem Gefühle der Erhebung sagen, daß ich meinem theuren Kronprinzen Alles war. Das war eine traurige Zeit für unsere erhabene und geliebte Königsfamilie. Die Königin lebte mit den königlichen Kindern allein in Memel; hinten an der Allee in dem grauen alten Bürgerhause wohnten sie. Der König war wenig da; er mußte meist in Königsberg sein. Und wie mußte die hohe Dame mit den Kindern sich einschränken. Ah, ich vergesse es nie — ich war ja wie

ein Kind im Hause; ich war ein munteres Ding damals, zwei oder drei Jahre älter als der Kronprinz — ich schäme mich meines Alters nicht, meine Herren — den Kronprinzen zog meine Munterkeit an — er war schon als Knabe geistreich und nobel — ich mußte seine Gespielin sein; ich durfte ihn bemuttern, ach, und wie wird er sich freuen, mich wiederzusehen. —"

Miß Sarah wurde unterbrochen.

„Donnerwetter, die alte Schachtel!" sagte der Herr Hoffmann, der trotz seines Spieles zugehört hatte.

Sein Donnerwetter unterbrach aber die Dame nicht; er hatte leise gesprochen.

Einer der Memeler Herren sagte zu der Dame:

„Sie wollten etwas erzählen, was Sie nie vergessen würden, Miß Sarah!"

„Ach, indead! Die arme Königin wußte manchmal nicht, wovon sie mit den Kindern leben sollte, und sie lebten doch so einfach. Einmal — und das werde ich niemals vergessen — hatte die Prinzessin Charlotte ein Kleid nöthig; sie konnte sich in dem, das sie trug, nicht mehr sehen lassen. Die Königin rechnete und rechnete,

wie sie das Geld dafür an Anderem ersparen könne. Sie bekam es zuletzt heraus; aber sie war eine gewissenhafte Frau, und sie wollte die Ausgabe nicht machen ohne die Genehmigung des Königs, der in Königsberg war. Sie schrieb an ihn, sie rechnete ihm Alles vor; sie hatte mit der Schneiderin gesprochen. Das Kleid kostete fünf Thaler. Der König ertheilte seine Genehmigung. Die Prinzessin Charlotte erhielt das Kleid. Sie ist jetzt die stolze Kaiserin von Rußland."

Der Herr Brand war plötzlich sehr still geworden.

„Hm, hm," sprach er nach einer Weile, „wie ist mir denn? Im Jahre 1808 verließ die königliche Familie Memel. Es sind seitdem über zwanzig Jahre verflossen, und wenn ich mich recht besinne, ist seitdem kein Mitglied des königlichen Hauses nur mit einem Fuße wieder in Memel gewesen. Ist denn dem in der That so?"

„Es ist in der That so, Herr Brand," wurde ihm geantwortet. „Aber was wollen Sie damit?"

„Was ich damit will? Hm, hm, mein verehrtes Fräulein Oelschläger, es wird doch am Ende besser sein,

wenn Sie vor Seiner königlichen Hoheit sich gar nicht sehen lassen."

„Was?" fuhr das Fräulein auf, und ihr hageres Gesicht wurde braunroth.

„Brand!" rief empört Madame Brand.

Die Herren sahen den Herrn Brand darauf an, ob ihm der Champagner schon zu stark zu Kopfe gestiegen sei.

Der Herr Brand war vielmehr nüchterner geworden.

„Es thut mir leid, sehr verehrte Miß —" sagte er.

Miß Sarah unterbrach ihn hitzig.

„Warum haben Sie mich denn mitgenommen?"

„Ja, ja, meine verehrte Miß, gerade dazu, ich weiß es wohl. Aber es war ein Fehler —"

„Ein Fehler, mich mitzunehmen?"

„Wir hatten die Verhältnisse nicht richtig in Rechnung gebracht. Erwägen Sie selbst! Je höher der Mensch steht, desto weniger mag er davon hören, daß er früher niedrig gestanden hat. Und nun gerade fünf Thaler — für ein Kleid! Es müßte dem Kronprinzen beifallen, wenn er Sie sieht, Miß Sarah, und —"

„Sie rechnen nach Ihrer Natur, Herr Brand," rief die hagere Dame giftig. „Der Kronprinz ist eine ganz andere Natur —"

„Natur hin, Natur her, Miß! Menschen sind wir Alle, auch die Kronprinzen, die Könige und die Kaiserinnen, und unsere arme Stadt Memel —"

„Brand, trinkt lieber," sagte einer der Herren.

Madame Brand aber sprang auf:

„Er soll nicht mehr trinken und nicht mehr sprechen! Zu Bette soll er, damit er morgen nüchtern wieder aufsteht, und dann —"

„Und dann," sprach die drohende Miene der korpulenten Dame, „werde ich schon dafür sorgen, daß er vernünftiger ist."

Sie war in großem Zorn.

„Zu Bette, Brand!" befahl sie.

„Aber, lieber Schatz —" sagte der Herr Brand.

„Ich bin schläfrig, und damit Punktum!" blieb die zornige und befehlende Dame fest.

Der Herr Brand sah bittend das hagere Fräulein an.

„Noch eine Viertelstunde, theure Emeline!" bat Miß Sarah, die ein zärtliches Herz hatte.

„Keinen Augenblick!" rief Frau Emeline!

Da erinnerte der Herr Brand sich seiner Manneswürde.

„Und ich werde nicht mit gehen!" rief er.

„So gehe ich allein und —"

Die Dame wurde fast fürchterlich; sie stellte sich dicht vor ihren Mann:

„Und in mein Zimmer kommst Du nicht mehr. Ich schließe meine Thüre ab, und Du magst sehen, wo Du bleibst."

„Auch gut!" sagte der Herr Brand, indem er ruhig sein Glas leerte.

„Ungeheuer! Gehen wir, meine theure Sarah!"

Die beiden Damen verließen das Zimmer.

„Bravo, Brand!" hörten sie noch draußen im Gange. „Wie ein Mann gehandelt!"

„Wie ein Held!"

„Darauf müssen wir anstoßen."

Der Herr Brand war der Held des späten Abends geworden, und er fühlte sich als einen Helden; er hatte

sich als solcher nie seinen Mitbürgern gezeigt, die es ja wußten, daß er sein Lebelang ein Sklave seiner Frau gewesen war.

„Held?“ lachte Madame Brand. „Der ein Held! Wir wollen sehen, wie lange dieses Heldenthum dauert. Gehe mit mir, Sarah!“

Miß Sarah war verletzt.

„Ich danke Dir. Ich bin schläfrig.“

„Er wird schon in zehn Minuten da sein, Sarah.“

„Wer weiß!“

„Ach, ich wollte es ihm nicht rathen.“

„Du kennst die Männer nicht, Emeline!“

„Kennst Du sie?“

Sarah seufzte.

Sie waren vor dem Schlafzimmer der Frau Brand angekommen.

„Sarah, Du darfst mich nicht verlassen. Ich kann nicht allein sein in dem fremden Hause.“

Sarah ließ sich erweichen.

„Aber wo bleibt denn die Jungfer?“ sah Madame Brand sich um. „Einen so warten zu lassen! Für seine Gäste muß man aufmerksam sein.“

Die Dame hatte durch eine Magd, die unten im Gange war, Mamsell Karolinchen sagen lassen, sie wünsche zu Bette zu gehen.

Karolinchen, die den Schlüssel zum Schlafzimmer hatte, ließ auf sich warten.

Sie kam gar nicht.

Die Magd brachte den Schlüssel, schloß auf, ließ die Dame eintreten.

„Warum kommt die Jungfer nicht?“ fragte Madame Brand.

„Die Mamsell hat keine Zeit!“

„Für mich keine Zeit?“

„Ach, Madamchen, Sie glauben nicht, was wir heute Nacht im Hause für Last und Noth haben.“

„So!“ sagte gleichgültig Madame Brand.

Das Mädchen aber, das gerne erzählte, nahm das Wort als eine Aufforderung zum Erzählen.

„Ja, Madamchen, da sind alle die Russen, und die sind ein freches und unverschämtes Volk. Gott behüte jeden Christenmenschen vor Russischwerden. Selbst die Juden da drüben können Einem Leid thun. Ich versichere Madamchen — ich diente früher in Laugsargen

bei Herrn Habedank — wenn ich in die Nähe der Grenze kam, ein Schauder fuhr mir jedesmal durch die Glieder —

„Ihr wolltet hier vom Hause erzählen," sagte Madame Brand.

„Ja, Madamchen, aber hier sind heute Nacht so viele Russen, und sie wollen hier einen Andern abfangen, der nach Sibirien soll, und er hat eine so brave Frau; sie hat hier noch nichts gethan als weinen."

„Die Frau ist hier?" fragte Madame Brand.

„Seit vier Tagen. Und dann ist ein anderer Russe da, der eine Waise geraubt hat —."

„Geraubt?"

„Er hat sie ihren Angehörigen gestohlen und ist mit ihr durchgegangen."

„Eine Entführung!" rief entzückt Miß Sarah.

Was eine Entführung war, wußte die Lithauische Magd nicht, aber sie sah das Entzücken des Fräuleins und sie sagte:

„Ach, Madamchen," — auch das alte hagere Fräulein war ihr ein Madamchen — „daß ist ein häßlicher Mensch, und so falsch sieht er aus, wie ein rechter

Mörder, und ich glaube auch, der Todte, den sie uns vor das Haus gebracht haben —"

Beide Damen schrien auf:

„Ein Todter hierher gebracht? Ein Ermordeter gar!"

„Er ist ja nicht im Hause, Madamchen! Er liegt nur draußen am Hause.

„Entsetzlich!"

„Und es ist auch Wache bei ihm."

„Was hilft uns die Wache? Der arme Mensch ermordet?"

„Ich glaube es wohl."

„Und der Entführer sein Mörder!"

„Der häßliche, falsche Mensch? Ich glaube es wohl. Die Mörderin, die mit ihm kam —"

„Herr des Himmels, auch noch eine Mörderin ist da?"

„Sie ist aus dem Zuchthause in Ragnit entsprungen während des Feuers — Madamchens werden es am Himmel gesehen haben."

„Ach, die Person hat wohl das Feuer angelegt?"

„Die Leute sagen es."

„Ach, die Mörderin, die Mordbrennerin ist hier?“

„Ja, die ist im Hause!“

„Emeline, ist sterbe!“

Die Magd wurde abgerufen.

„Verlaßt uns nicht,“ rief Miß Sarah.

„Madamchens hören, ich muß gehen.“

„Die Jungfer, die Mamsell, soll kommen,“ befahl Madame Brand.

Das Mädchen zuckte die Achseln, indem sie ging.

Madame Brand war etwas blaß und etwas still geworden.

Miß Sarah jammerte:

„Ein Entführer, der häßlich und falsch ist! Ach, es gibt keine Tugend, keine Treue mehr in der Welt! — Ein Ermordeter! Eine Mörderin und Mordbrennerin!“

Für den Verfolgten, der nach Sibirien geschleppt werden sollte und für seine arme brave Frau hatte das Fräulein kein Gefühl.

Madame Brand hatte nur Ein Gefühl, oder nur Einen Gedanken.

„Wo bleibt mein Mann? Wie kann er sich unterstehen —?“

„O, Emeline, ich wollte, er käme gar nicht!“

„Was sagst Du da?“

„Ich müßte fort von Dir! Ich müßte allein schlafen?“

„Still, da kommt Jemand!“

„Das ist er. O, liebe, theure Emeline, laß mich bei Dir bleiben! Laß ihn in meinem Zimmer schlafen!“

Madame Brand antwortete nicht.

„Das ist nicht der Schritt meines Mannes,“ sagte sie.

„Mein Gott!, wenn es der häßliche Entführer, der Mörder, wäre!“ rief entsetzt die Miß.

„Er geht vorbei!“ sagte die Madame.

„Er kehrt wieder um!“ rief die Miß.

„Er hält vor der Thür!“ sagte leise die Madame.

„Allmächtiger Gott!“ schrien sie beide auf.

Jemand klopfte an die Thür.

Sie flogen auf.

„Die Thür ist nicht verschlossen!“

„Riegle sie zu, Sarah!“

Sie waren in die hinterste Ecke des Gemaches geflogen.

Sie flüsterten dort.

„Ich an die Thür gehen?“ sagte die Miß. „Für kein Geld in der Welt.“

„Du fürchtest Dich?“

„Du nicht, Emeline?“

Es klopfte zum zweiten Male.

„Riegle zu, Sarah! Ich beschwöre Dich.“

„Nie, nimmer!“

„Wir sind verloren! Der Mörder wird eindringen.“

„Lösche wenigstens das Licht aus, daß er uns nicht findet.“

Das Licht brannte auf einem Tische in der Mitte des Zimmers.

„Auch das nicht,“ stöhnte die Miß. „Ich gehe nicht von der Stelle.“

„Da kommt er!“

„Da ist er schon!“

„Rufen wir um Hülfe!“

„Um des Himmelswillen, rufen wir nicht, rühren wir uns nicht.“

Die Thüre des Gemachs war langsam geöffnet.

Ein Mann trat ein, sah sich nach allen Seiten um, erblickte die beiden hinter den Betten versteckten Damen, that, als sehe er sie nicht, schloß die Thüre hinter sich zu, verriegelte sie von innen.

Dann schritt er auf die beiden Damen zu, machte ihnen seine zierlichste Verbeugung und sprach:

„Meine verehrten Damen, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen: Alfred von Hagen, Kadet im Dienste Seiner königlichen Majestät von Preußen!“

Wie ein Schalk sah der Kadet zwar aus; aber er war ein so hübscher, frischer und rothwangiger Schalk, und seine Uniform stand ihm so hübsch, und Miß Sarah Oelschläger und vielleicht auch die wohlgenährte Madame Brand hatten wohl schon davon gehört, daß der gefährliche und darum von aller Welt gesuchte Liebesgott Amor, oder wie die Damen ihn lieber nennen: Cupido, auch ein solcher liebenswürdiger Schalk sei.

Miß Sarah sprang auf, flog wie eine Kerze in die Höhe:

„O, Herr Kadet, Herr von Hagen, gewiß sandte Seine königliche Hoheit, mein geliebter Kronprinz, Sie zu mir.“

Der Kadet stand doch verdutzt, verblüfft, hatte keine Antwort.

Die Dame nahm das als ein Zeichen seiner Verlegenheit.

„Er ist noch so jung. Er sieht so schüchtern aus!“

„Ach, rief sie, „das ist reizend von meinem lieben Kronprinzen, daß er sich gleich seiner Sarah erinnert. Aber wie hat er nur erfahren, daß ich hier bin?“

„Sarah!“

„Ach,“ sagte Fräulein Sarah Oehlschläger, „ja, ja, die bin ich! O, das vortreffliche, wahrhaft königliche Gedächtniß Seiner königlichen Hoheit! Was läßt mein lieber Kronprinz mir befehlen?“

„Eigentlich,“ sagte der Kadet — und er war nicht mehr verdutzt — „eigentlich lautet mein Auftrag an Madame Brand —“

Madame Brand hatte sich ebenfalls hervorgewagt und hatte wohl mit einigem Neid gegen die beglückte Freundin zurückgestanden.

Sie schob mit vollem Aplomb ihre mächtige Figur vor.

„Sehr viel Ehre für mich. Welche Befehle?

„Ich komme nur mit einer unterthänigen Bitte an die gnädige Frau.“

„Der leiseste Wunsch Seiner königlichen Hoheit ist mir Befehl.“

„Bin ich in eine Narrenzelle gerathen,“ fragte sich der Kadet.

Von einem Kronprinzen stand nichts in seinen Instruktionen.

„Meine gnädige Frau,“ sagte er, „mich schickt Mamsell Karoline Kreide —“

„Mamsell Karoline Kreide?“

„Zu Befehl!“

„Zu mir?“

„Zu Ihnen, meine gnädige Frau. Mit einer Bitte!“

„Was will die Jungfer von mir?“

Der Kadet konnte nicht gleich antworten.

Ein fast sterbendes „Ach!“ stöhnte von einem der Betten.

„Emeline, hilf mir! Ich falle in Ohnmacht.“

Madame Brand ging zu dem Bette.

„Laß die Komödie!“ flüsterte sie dem hageren Fräulein zu.

Dann trat sie zu dem Kadetten zurück.

„Nun, was will die Jungfer von mir?“

Und nun konnte der Kadet antworten:

„Meine gnädige Frau, Mamsell Karolinchen läßt Sie bitten, ob Sie nicht die große Güte haben wollen, einen Herrn hier bei sich aufzunehmen.“

Die Dame stand erstarrt.

Vom Bette stöhnte es:

„Emeline, ich sterbe!“

Madame Brand hatte ihre Sprache wieder. Der Zorn bringt die Menschen rasch wieder zu sich.

„Was sagen Sie, mein Herr?“

„Mamsell Karoline —“

„Ich soll einen Herrn zu mir nehmen?“

„Zu Befehl —“

„Zu mir in dieses Schlafgemach?“

„Zu Befehl —“

„Und das läßt mir diese Jungfer sagen?“

„Eigentlich, meine gnädige Frau, war ich zuerst auf den Gedanken gekommen.“

„Sie — Sie?“

„Noch eigentlicher der Herr Kiesel.“

Die Dame fuhr auf.

„Kiesel! Kiesel! Jetzt wird mir Alles klar. Ach, muß dieser Mensch mir wieder vor die Augen kommen —“

„Gnädige Frau, mit unseren Bitten vereinigt die ihrige meine Cousine —“

„Ah, wer wäre Ihre Cousine?“

„Fräulein Agathe von Rothenburg.“

Die Dame stutzte.

„Aus Kurland?“

„Auf Podangern in Kurland.“

„Mein Gott, mein Herr, das ist ja eine so hoch geachtete Dame —“

„Sie verdient es auch zu sein, gnädige Frau. Meine Cousine hätte sich die Ehre gegeben, selbst ihre Bitte Ihnen vorzutragen für den Unglücklichen, um den es sich handelt; sie konnte aber für den Augenblick unmöglich ein anderes unglückliches Wesen, eine Dame,

verlassen, die sich in ihren Schutz begeben hat; gar zwei; wir haben für heute viel Unglück beisammen."

„Um einen Unglücklichen handelt es sich also?" fragte die Dame —"

„Um einen Unglücklichen, gnädige Frau, der, wenn Sie sich nicht zu seiner Rettung mit uns verbinden, verloren ist. Er soll an die Russen ausgeliefert werden."

„Und was soll ich thun, Herr von Hagen?"

„Ihn nur für eine Stunde hier in Ihrem Zimmer verbergen."

„Darf meine Freundin hier bleiben?"

Miß Sarah war schon von ihrem Bette aufgesprungen; sie hatte keine Ohnmacht mehr; sie starb nicht mehr.

„O, ich muß dabei sein, wenn es ein edles Werk gilt!"

„Ich darf ihn also zu Ihnen bringen, gnädige Frau?" sagte der Kadet.

Die Dame hatte doch noch ein Bedenken.

„Aber ich weiß ja noch nicht einmal, wer es ist."

„Ich werde es Ihnen in wenigen Worten mittheilen, gnädige Frau.“

Da rief aber Miß Sarah Oelschläger:

„Nein, nein, Emeline! Der Unglückliche soll es uns selbst erzählen. O, das wird romantisch sein.“

Der Kadet ging.

VIII.

Mamsell Karolinchen war nach dem Zimmer Nummer vier zu dem Herrn von Formbach gegangen.

Der Baron schritt zornig in dem Gemache auf und ab.

Bei dem Anblicke der Mamsell stieg sein Zorn.

„Sie haben meine Frau beredet, daß Sie nicht wieder zu mir will. Sie und das alte liefländische Fräulein. Was wollen Sie jetzt wieder?“

„Ihnen Mittheilungen zu Ihrem Besten machen, Herr Baron.“

„Wohl Vergleichsvorschläge von meiner Frau?“

„Von Ihrer Frau,“ sagte Karolinchen, „ist allerdings die Rede, aber von Ihrer geschiedenen Frau.“

Das verlebte Gesicht des Barons wurde fahl. Er erwiderte nichts.

Mamsell Karolinchen fuhr mit einer prächtigen Ruhe fort:

„Das Zuchthaus in Ragnit ist abgebrannt. Man sieht das Feuer noch. In der Verwirrung des Feuers haben sich viele Gefangene gerettet. Eine Frau ist hier angekommen. Sie nennt sich Margaretha geschiedene Formbach; ihr geschiedener Mann sei ein Baron Formbach aus dem Posenschen. Der Bürgermeister von Ragnit, der gerade hier ist, hatte gehört, daß Sie im Kruge seien, und er will nun die Frau, um die Wahrheit ihrer Angabe zu prüfen, mit Ihnen zusammenstellen."

Jedes Wort von den frischen Lippen des hübschen Karolinchens war wie ein Dolchstich für den Herrn von Formbach.

„Das wollte ich Ihnen mittheilen," fuhr Karolinchen fort. „Und dann noch Eins. Hier sind zwei Gendarmen im Hause. Sie haben, Gott weiß wie, erfahren, daß Sie eine junge Dame aus Rußland entführt hätten, und ich hörte, wie sie mit dem Dorfgerichtsschreiber beriethen, ob man Sie nicht arretiren müsse—."

„Haben preußische Gendarmen über russische Gesetze zu wachen?" rief der Herr von Formbach.

„Das weiß ich nicht, Herr Baron, aber daß die

preußischen Gendarmen sehr dienstfertig sind, und daß der Dorfgerichtsschreiber mit zwei russischen Räthen im Kruge ist —“

„Gut, gut!“ sagte der Herr von Formbach. „Bringen Sie mir meine Rechnung. Sogleich!“

Karolinchen entfernte sich.

Der Baron ging ihr nach bis an die Thür, um aus dieser den Schlüssel herauszuziehen und sie dann bis zur Rückkehr der Mamsell von innen abzuschließen.

Indem er die Thüre öffnete, hörte er Mamsell Karolinchen unten auf der Treppe mit Jemanden sprechen.

„In Nummer vier?“ fragte eine Mannesstimme.

„Die zweite Thüre rechts oben!“ antwortete Karolinchen.

„Verschlossen?“

„Ich weiß es nicht.“

Bespornte Stiefel kamen die Treppe herauf.

„Die Gendarmen!“

Der Herr von Formbach ging nicht in sein Zimmer zurück.

Er eilte nach hinten in den Gang hinein. Er hoffte,

dort einen Ausweg zu finden. Aber der Gang hatte keinen Ausweg weiter. Der Baron war in einer Sackgasse. Nur ein Fenster war da.

„Ob ich hinausspringe?“

Er maß rasch die Höhe des Fensters über dem Erdboden draußen.

„Zwanzig Fuß fast!“

Er hatte nicht den Muth.

Die Gendarmen waren am Ende der Treppe.

Neben dem Baron befand sich eine Thür.

Sie war seine einzige Zuflucht.

Er riß sie auf und stürzte in ein Gemach, verriegelte die Thür hinter sich.

Madame Brand und Fräulein Sarah Oelschläger saßen in anmuthigem Gespräche beisammen.

„Wie wird mein Kronprinz sich freuen, mich wieder zu sehen. Wie viel werde ich ihm erzählen müssen aus unserer goldenen Jugendzeit!“

Sie ließ ihre Locken durch ihre Finger ringeln.

Die Locken waren freilich grau und die Finger dürr.

„Wenn Memel nur russisch wird!“ sagte Madame

Brand, indem sie behaglich mit ihrem wahrlich nicht dürren Daumen spielte.

Da wurde es draußen laut in dem Gange vor ihrem Zimmer. Ein Mensch lief, rannte, flog zu ihrer Thür, blieb an der Thür stehen, riß sie auf, stürzte in das Zimmer, verschloß die Thür hinter sich.

Der Mensch sah so bleich aus, so drohend, so schuldbewußt. Er sprach kein Wort. Er vermochte es nicht vor Aufregung, oder man sollte draußen nicht hören, daß er in dem Gemache sei?

Ein furchtbarer, ein doppelter Aufschrei empfing ihn.

„Ich sterbe!“ rief die Frau Brand.

„Ich bin schon todt!“ schrie Miß Sarah.

Madame Brand gerieth wirklich in einen Zustand, der einer Ohnmacht glich.

Das Fräulein wollte sich erheben, um zu fliehen oder den frechen Eindringling zurückzuweisen.

„Meine Gnädige,“ rief mit gedämpfter Stimme bittend der Herr von Formbach ihr zu, „ich werde verfolgt, ich bin ein Unglücklicher.“

Da wurde das Antlitz der Miß Sarah süß.

„Emeline, er ist der Unglückliche!“

Und zu dem Baron sagte sie:

„Seien Sie uns willkommen, armer Unglücklicher! Wir beschützen Sie! Mit unserm Herzblut!“

Sie streckte die magern Arme aus, wie nach ihm.

Ihn schien ein Entsetzen zu ergreifen!

Er wandte sich nach der Frau Brand um.

Emeline war nicht minder gerührt.

„Ja, theilen Sie uns Ihr Unglück mit. Erzählen Sie es uns.“

Sie erhob ihre fetten Hände, ihre mächtigen Arme —.

Den Herrn von Formbach ergriff neues Grauen.

„Ob er hier bei ein paar Wahnsinnigen sei,“ mochte er sich wohl fragen.

Er wandte sich nach der Thür zurück, durch die er gekommen war.

„Fürchten Sie nichts, armer Unglücklicher!“ rief Miß Sarah. „Niemand wird es wagen, in dieses Gemach zu drängen. Hier findet das —“

Schritte schlichen draußen im Gange lauernd und horchend herum, kamen der Thür näher.

Mit Emphase rief Miß Sarah:

„Hier findet das verfolgte Unglück eine Freistätte. Hier —“

„Meine Gnädige,“ bat der Herr von Formbach, „ich beschwöre Sie! Draußen lauern die Verfolger!“

„Mögen sie!“ rief lauter das Fräulein. „Aber Sie haben Recht. Ich schweige. Erzählen Sie unterdeß Ihr Unglück, edler Verfolgter. Sie können ja leise sprechen.“

Die Dame schwieg endlich.

Der Herr von Formbach horchte.

Stimmen sprachen im Gange.

„Er muß entkommen sein.“

„Es ist unbegreiflich.“

„Aber wo sollte er hier sein.“

Die Stimmen entfernten sich.

Schritte gingen die Treppe hinunter.

Der Herr von Formbach war rasch entschlossen.

„Nun fort von hier!“

Da kamen die Schritte zurück, bis unmittelbar an das Gemach der Memeler Damen; an dem Schlosse der Thür wurde gedreht.

„Aufgemacht!“ befahl die Stimme.

„Allmächtiger Gott!“ rief die Eine der Damen.

„Das ist mein Tod!“ schrie wieder die Andere.

Das Zimmer hatte keinen zweiten Ausgang.

Der Herr von Formbach sah sich wieder nach dem Fenster um. Sollte, mußte er doch den Sprung wagen?

Auch Miß Sarah schaute wehmüthig auf das Fenster, kam bittend auf den Unglücklichen, dem sie hier eine Freistätte versprochen hatte.

Da kamen rasche Schritte draußen in dem Gang, schwere, laute, mit lauten und schweren Stimmen.

Und eine dieser Stimmen rief:

„Donnerwetter, was ist da vor der Thüre meiner Frau?“

„Mein Mann!“ schrie Madame Brand.

„Wir sind gerettet!“ jubelte Fräulein Sarah.

„Gerettet, wenn er den Fremden bei uns findet?“

Die Memeler Herren, so weit sie Betten zu erwarten hatten, stürmten heran, diese aufzusuchen. Sie waren in bester Champagnerlaune, vor allen der Herr Brand. In der Champagnerlaune sitzt Vieles sehr nahe beisammen, auch Ausgelassenheit und Zorn.

„Zum Teufel, was suchen Sie bei meiner Frau?“ rief der Herr Brand.

„Was wollen Sie bei der Dame?“ rief ein Zweiter.

„Wissen Sie nicht, daß wir Memeler sind, Sie — Gendarmen?“ rief ein Dritter.

„Meine Herren, ich bin königlicher Wachtmeister!“ erwiderte mit Würde der Wachtmeister der Gendarmerie.

„Was geht uns das an? Wir wollen russisch werden!“

„Meine Herren, es handelt sich um einen Verbrecher, der nach Rußland ausgeliefert werden muß!“

„Was geht uns Rußland an?“

„Zurück von meiner Thür!“ rief der Herr Brand.

„Zurück! Zurück!“

Es entstand ein Gedränge.

„Meine Herren, verletzen Sie nicht in uns das Gesetz!“

„Das Gesetz ein Gendarm?“

„Und zudem bin ich königlicher Wachtmeister!“

Lärm und Gedränge dauerte fort.

Der Herr von Formbach benutzte sie.

„Edler Unglücklicher," sagte Miß Sarah, „Sie sollen an die entsetzlichen Russen ausgeliefert werden?"

Er antwortete nicht.

Er schob den Riegel der Thür zurück, stieß die Thür auf, sprang hinaus, zwischen die Menschen im Gange, durch ihr Gedränge hindurch.

Er wollte die Treppe hinunter.

Da sah er auf der dritten oder vierten Stufe ein verdächtiges Gesicht; es war der Herr Hinkerding. Er flog zurück.

Er floh in einen Seitengang.

Die Gendarmen hatten ihn gesehen. Sie setzten ihm nach.

Auch hier fand er keinen weitern Ausgang; er war auch hier in einer Sackgasse. Um sich zu retten, mußte er wieder eine Thür aufreißen —, in ein Gemach stürzen. Er wollte die Thür hinter sich verriegeln. Da vernahm er einen unterdrückten Schrei. Er mußte sich unwillkürlich umwenden; er schaute in das bleiche Antlitz der von ihm betrogenen Mathilde von Rothenburg, in die zornfunkelnden des blonden Fräulein

Hedwig, in das edle Gesicht des alten Freiherrn, das nur stillen Vorwurf für ihn hatte.

Er stürzte zurück, in die Säbel, in die Bajonette der Gendarmen, wenn es nicht anders sein konnte.

Er fand die Thür frei; die Gendarmen suchten ihn an einer andern. Er stürzte aus dem Gang, die Treppe hinunter; auf der Mitte der Treppe stand noch der Herr Hinkerding, der ihn aufhalten wollte. Er warf den Dorfgerichtsschreiber mit wüthender Kraft zurück. Er wollte aus dem Hause fliehen. Die Hausthür war an dem späten Abend verschlossen. Er suchte einen andern Ausgang; er fand keinen, der ihn aus dem Hause führte; die Gendarmen waren wieder hinter ihm. Er mußte wiederum in ein Gemach fliehen. Es war eine niedrige Thür, die er aufriß, hinter sich verriegelte.

Er war in einem kleinen niedrigen Gemach.

Er war wie in Verzweiflung hereingestürzt. Der Wahnsinn drohte ihn hier zu erfassen.

Was waren gegen das, was er hier sah, die dürren Arme der Miß Sarah, das bleiche Gesicht der von ihm Betrogenen, der Zorn des blonden Fräuleins, die stummen Vorwürfe des alten Freiherrn?

Er war in dem Stübchen der Mamsell Karoline.

Die von ihm Entführte war hier. Sie hatte nur Blicke des Abscheus für ihn.

Agathe von Rothenburg war da, das strenge Gesicht voll der tiefsten Verachtung.

Seine geschiedene Gattin, in der Kleidung des Zuchthauses, in dem bleichen, schmerzvollen Antlitz den tiefsten Kummer der Seele.

Kein Laut empfing ihn hier, kein Aufschreien, wie bei den Memeler Damen, kein unterdrückter Angstruf, wie bei dem kranken Fräulein.

In dem ersten Augenblick hatte Agathe von Rothenburg sich wie beschützend vor die Entführte stellen wollen. Ihr verachtender Blick wies ihm stumm die Thür, durch die er gekommen war.

Seine Angst zeigte ihr, daß er verfolgt werde, daß die Verfolger vor der Thüre seien.

Ihr Finger wies ihm das Fenster.

„Es ist ja nicht hoch!" schien ihr verächtlicher Blick ihm zu sagen.

Es war hier unten nicht hoch.

Er eilte hin, zornglühend, leichenblaß.

Er sprang hinaus.

Das Fenster führte in den Garten.

Als er den Boden erreicht hatte, fühlte er sich von einer starken Faust ergriffen.

IX.

Der Herr Kiesel kam hinter der großen Remise des Kreide'schen Kruges hervor, ging in den Krug.

Im Flur traf er den Herrn Reiner, der auf ihn zu warten schien.

„Nun, Kiesel?“

„Sie sind fort.“

„Alle?“

„Alle, und darum macht auch Ihr Euch davon, Reiner.“

„Fürchtet Ihr etwas, Kiesel?“

„Ich fürchte nichts, als daß der Teufel immer sein Spiel haben kann, und es immer gern hat.“

Der Herr Reiner gab einem Hausknecht einen Wink.

Einige Minuten darauf fuhr der Wagen des Herrn Reiner vor.

Gleichzeitig führte Mamsell Karolinchen einen Herrn und eine Dame die Treppe hinunter zu dem Wagen.

Die Dame, die Frau von Griesen, umarmte Karolinchen; sie konnte nur schluchzen.

„Dank, tausend Dank!“

Der Herr Reiner hob sie in den Wagen.

Der Herr von Griesen gab mit stummem Danke dem Herrn Kiesel die Hand und stieg ein.

Der Herr Reiner folgte ihm.

Der Wagen fuhr in der dunklen Mitternacht davon.

„Was fehlt Ihnen, Herr Kiesel?“ fragte Karolinchen den Herrn Kiesel.

„Was sollte mir fehlen?“

„Sie sehen so verstimmt aus.“

„So? Karolinchen, wo ist der Kadet?“

„Bei seinem Onkel, denke ich. Sie wollten Alle sich nicht eher zur Ruhe legen, als bis das Schicksal des Herrn von Griesen entschieden sei.“

„Hm, Karolinchen, so thäten Sie mir wohl den Gefallen, ihnen zu sagen, daß Alles entschieden sei, und den Kadetten zu mir herunter zu bitten.“

„Ich werde, Herr Kiesel.“

Karolinchen ging.

Der Herr Kiesel trat in die am Flur liegende Gesindestube.

„Jurgies!“ rief er hinein.

An einem Tische erhob sich Jemand, der mit dem Kopf auf dem Tische geschlafen hatte.

„Hier, Herr!“

„Spann an, Jurgies!“

„Sogleich, Herr!“

„Sogleich und eilig.“

Der Herr Kiesel ging in den Flur zurück.

Karolinchen kam mit dem Kadetten die Treppe hinunter.

„Junger Herr,“ fragte ihn der Herr Kiesel, „haben Sie hier im Kruge eine Stelle, auf der sie in dieser Nacht Ihr Haupt niederlegen können?“

Karolinchen antwortete für den Kadetten:

„Ein Bett habe ich für ihn nur noch in dem Zimmer seines Oheims. Dahin will er aber nicht.“

„Der Oheim ist gewöhnt, allein zu schlafen,“ sagte der Kadet.

„Und da müßte er in das Gastzimmer zu den Memeler Herren", setzte Karolinchen hinzu.

„Auf die Streu?" fragte der Herr Kiesel.

Karolinchen zuckte die Achseln.

„Junger Herr," sagte der Herr Kiesel, „ich kann Ihnen eine andere Schlafstelle anbieten. Wollen Sie mit mir fahren?"

Der Kadet sah den Herrn Kiesel verwundert an.

„Wir werden Abenteuer haben, Herr Kadet!"

„Da muß ich ja wohl dabei sein!"

„Es wird Sie nicht gereuen, und Ihnen morgen freundliche Blicke einbringen."

„Ich hole meinen Mantel."

Der Kadet sprang fort.

„Sie haben etwas vor, Herr Kiesel!" sagte Karolinchen.

„Sie haben es ja gehört, Karolinchen; der junge Mensch soll bequem schlafen! Diese verweichlichten Kadetten lieben die Bequemlichkeit."

„Dieser nicht, Herr Kiesel."

„Ei, Karolinchen, kennen Sie ihn schon so genau?"

Karolinchen antwortete nicht. Sie hatte eine Frage:

„Herr Kiesel, wird der Herr von Formbach wirklich nach Sibirien gebracht werden?“

„Zweifeln Sie daran?“

Der Kadet kam mit Mantel und Mütze die Treppe herunter.

Der Wagen des Herrn Kiesel fuhr vor.

„Steigen Sie ein, junger Herr!“

Der Kadet stieg ein.

Der Herr Kiesel nach ihm.

„Adieu, Karolinchen! Auf Wiedersehen bis morgen. Ich muß Ihnen doch den jungen Herrn zurückbringen.“

Jurgies hieb auf die Pferde ein.

Als sie eine Strecke in der Landstraße gelaufen waren, bog aus dieser ein Weg rechts ab.

Jurgies wollte hineinfahren.

Es war der Weg nach Dinglauken, dem Gute des Herrn Kiesel.

„Bleib' in der Landstraße, Jurgies,“ befahl der Herr Kiesel.

Jurgies blieb in der Landstraße.

„Wohin fahren wir?“ fragte der Kadet.

„Auf Piktupönen.“

„Nach Rußland zu.“

„Ja.“

Der Herr Kiesel antwortete einsilbig; der Kadet fragte nicht mehr.

Der Herr Kiesel mußte doch wieder sprechen.

„Sehen Sie sich hier einmal um, junger Herr!“

„Ich sehe nur Wiesenland, durch das wir fahren.“

„Richtig! Und weiter nichts. Und das ist es eben.“

„Was soll das eben sein.“

„Daß der Eisgang der Memel nicht bis hierher reicht, daß also auf der Memel keine Stauung eingetreten, daß also morgen Abend die Memel wieder frei ist.“

„Sie fürchten für den Herrn von Griesen?“

„Nein. Der wird nicht mehr verfolgt, wenn der Strom auch schon jetzt zu passiren wäre.“

„Und warum nicht?“

„Weil die Russen ihren Herrn von Griesen schon haben.“

„Den Unrechten, Herr Kiesel!“

„Wer wird ihnen das sagen?“

Ich denke, der Herr von Formbach, sobald er eines Menschen ansichtig wird."

„Und wer wird es ihm glauben?"

„Man müßte doch eine Untersuchung, Nachfragen anstellen."

„Pah, junger Herr, Sie kennen Rußland nicht. Ich sage Ihnen, der Herr von Formbach geht als Herr von Griesen nach Sibirien."

„Es ist nicht möglich!"

„Ein gläubiger Kadet!" sagte der Herr Kiesel. „Aber lassen Sie sich einmal eine wahre Geschichte erzählen. Vor ein paar Jahren wohnte hier in der Nähe ein armer Dorfschulmeister; der erhielt plötzlich eines Tages von dem Landesgericht zu Rosseinen in Rußland die Nachricht, daß eine Tante von ihm, die dort verstorben, ihm die Summe von fünfzig Silberrubeln vermacht habe; das Geld sei an den Amtmann in Dagutschen unmittelbar an der preußischen Genze geschickt; er möge es sich da unter Vorzeigung dieser Benachrichtigung abholen. Wer war vergnügter, als mein armes Dorfschulmeisterlein? Er nahm Abschied von Frau und Kindern — er hatte eine brave junge

Frau und zwei hübsche kleine Kinder — und begab sich mit seiner gerichtlichen Ordre nach Dagutschen', meldete sich bei dem Herrn Amtmann, übergab die Ordre, bat um sein Geld. „Morgen, heute ist keine Zeit," wurde ihm zur Antwort. Er kam am andern Morgen wieder; der Herr Amtmann hatte wieder keine Zeit, „aber — Brüderchen," sagte der Herr Amtmann freundlich, „Du bist Schulmeister, also kannst Du lesen und schreiben." — „Gewiß," versicherte der Schulmeister. — „Auch Litthauisch?" — „Ja wohl!" — „Auch wohl gar Russisch." — „Auch das!" — „Vortrefflich, Brüderchen! So kannst Du mir in meiner Kanzlei helfen. Meine Schreiber mußten Soldaten werden, und ich sitze bis über die Ohren in der Arbeit."

Der gutmüthige Schulmeister ging mit dem Amtmann in die Kanzlei und arbeitete.

„Es ist nur für heute," sagte der Amtmann.

Aber am andern Tage war wieder keine Zeit für den Amtmann, desto mehr Arbeit für den Dorfschulmeister. Ebenso am dritten. Am vierten war der Schulmeister des Wartens und der Arbeit überdrüssig.

„Bekomme ich nicht auf der Stelle mein Geld, so kehre ich nach Hause zurück, und schreibe an das Landesgericht zu Rosseinen.“

„So, mein Brüderchen? Und wie willst Du über die Grenze kommen?“

„Hm, Herr Kadet, von der strengen russischen Grenzsperre werden Sie gehört haben. Kosacken und Strasznikes spioniren und patrouilliren Tag und Nacht, und wer nicht über die Grenze soll, der kommt nicht hinüber, nicht nach der einen und nicht nach der andern Seite, und wenn er es zwingen will, so zerbricht ihm eine Kosackenkugel den Rückgrat.“

Das wußte auch der Schulmeister, und er übersah zugleich seine ganze Lage; der spitzbübische Amtmann wollte ihm seine Erbschaft nicht herausgeben und ihn selbst dabei behalten als gewandten Schreiber, den er nicht zu bezahlen brauche. Was nun? Wie entkommen aus dieser Gefangenschaft? Wie zurückkehren zu Frau und Kindern? Auch seine Briefe überwachte der Amtmann; keiner kam über. Zuletzt wußte er in einem amtlichen Schreiben des Amtmanns an das Gericht zu Rosseinen ein Zettelchen zu verbergen, das glücklich an

seine Adresse gelangte. Und der arme Schulmeister wurde frei? Drei Tage nachher ließ der Amtmann ihn zu sich rufen, las ihm vor zuerst einen Befehl des Rosseiner Gerichts, den Schulmeister sofort mit seiner Erbschaft zu entlassen, zweitens seine, des Amtmanns, Antwort darauf, daß dem Befehle sofort vollständig nachgekommen sei. Darauf aber folgte eine freundliche Vermahnung an den Schulmeister: „Sohn einer Hündin, machst Du mir noch einmal einen solchen Streich, so kommst Du nach Sibirien!“

Der arme Schulmeister machte in seiner Verzweiflung doch noch einmal den Streich. Von Rosseinen kam an den Amtmann der Befehl, Angesichts dieses den Schulmeister zu entlassen, und darüber, daß dies geschehen ist, eine Bescheinigung der preußischen Grenzbehörde einzureichen.

Der Amtmann ließ wieder den Schulmeister zu sich kommen, theilte ihm wieder den Befehl mit und sprach zu ihm:

„Sohn einer Hündin, morgen soll, wie Du weißt, der Räuber da unten aus dem Gefängnisse auf den Transport nach Sibirien gegeben werden; er wird statt

Deiner nach Preußen geschickt und Du wanderst für ihn nach Sibirien!"

So geschah es. Der Amtmann schickte nach Rosseinen den Schein der preußischen Grenzbehörde, der Schulmeister sei abgeliefert; der arme Schulmeister wurde nach Sibirien gebracht, hat nie Frau und Kinder wiedergesehen.

„Hm, Herr Kadet," sagte der Herr Kiesel, „und die Moral von der Geschichte?"

„Das ist ja eine entsetzliche Geschichte," sagte der Kadet.

„Das ist keine Moral, junger Herr. Aber ich will Ihnen auch die sagen: Wenn die beiden russischen Räthe durch den Herrn von Formbach erfahren, daß sie betrogen sind, und der, den sie abliefern sollten, entkommen ist, so werden sie zu dem Herrn von Formbach sagen:

„Sohn einer Hündin, wir haben die Wahl, Dich nach Sibirien zu schicken, oder selbst dahin geschickt zu werden. Mache die Moral Deiner und unserer Geschichte!"

„Hm, Herr Kadet?"

„Der Herr von Formbach darf nicht nach Sibirien, Herr Kiesel!“

„Das ist auch meine Meinung, junger Herr, und darum fahren wir nach der russischen Grenze.“

„Und was werden wir dort machen?“

„Wahrscheinlich den zweiten dummen Streich, der auf den ersten zu folgen pflegt. Hm, ich weiß Jemanden, der in verzweifelt sittlicher Entrüstung den ersten sogar einen schlechten Streich nennen wird.“

„Wer wäre das?“ fragte der Kadet.

„Ihre gestrenge Cousine, Fräulein Agathe!“

„Wie kommen Sie auf die?“

„Der Mensch kommt auf Allerlei.“

„Aber kommen wir nicht von der Sache ab, Herr Kiesel. Wie wollen Sie den Herrn von Formbach frei machen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben gar keinen Plan?“

„Noch nicht.“

„Der Dorfgerichtsschreiber Hinkerding —?“

„Der Spitzbube! —“

Sie fuhren stumm weiter.

Der Herr Kiesel überlegte mit sich.

Der Kadet schwieg, um ihn nicht zu stören.

Der Herr Kiesel lachte manchmal vergnügt in sich hinein, fuhr manchmal zornig auf. So überlegte er.

Ein paarmal rief er dabei seinem Kutscher zu:

„Jurgies, laß die Pferde laufen, was sie laufen können!“

Das that Jurgies.

Sie kamen in Laugsergen an, der letzten Poststation von der Grenze, eine Viertelmeile von dieser entfernt. Das erste Grauen des Morgens brach an, hinten in Rußland.

„Gott sei Dank!“ rief der Herr Kiesel. „Jurgies zur Post.“

Vor der Post hielt die Equipage der russischen Beamten, die den Herrn von Formbach als den Herrn von Griesen mit sich genommen hatten. Die Pferde waren ausgespannt.

Jurgies fuhr an dem Posthause vor.

„Jetzt gilt es,“ sagte der Herr Kiesel.

Er sprang mit dem Kadetten aus dem Wagen.

„Ausspannen, Herr?“ fragte Jurgies.

„Umdrehen, Jurgies!“

„Und nicht ausspannen?“

„Nein!“

Jurgies drehte um, spannte nicht aus und blieb auf dem Bocke.

„Ich schicke Dir einen Schnaps hinaus, Jurgies.“

Herr Kiesel ging mit dem Kadetten in das Posthaus. Die Thür stand offen; die Bewohner waren auf. Ein Hausknecht kam den beiden entgegen.

„Wo ist der Herr Habedank?“ fragte ihn der Herr Kiesel.

„In der Stube bei den russischen Herren, Herr Kiesel.“

Der Herr Kiesel war auch hier bekannt.

„Rufe ihn heraus; nenne nicht meinen Namen. Dann bringe meinem Kutscher einen Schnaps; einen großen, verstehst Du?“

„Zu Befehl, Herr Kiesel.“

Der Bursche ging.

Der Herr Habedank erschien.

„Ihr habt Russen im Hause, Freund Habedank.“

„Zwei Räthe.“

„Mit einem Gefangenen?“

„Der nach Sibirien soll.“

„Wißt Ihr wer der Gefangene ist?“

„Die Russen sagen, es sei ein Baron Griesen aus Liefland.“

„Und er?“

„Er will ein Baron Formbach aus Posen sein.“

„Und der Hinkerding? Er ist doch mit ihnen hier?“

„Er ist mit ihnen hier.“

„Wofür hält der den Gefangenen?“

„Er sagte mir, er sei irre an ihm geworden.“

„Und was sagt er den Russen?“

„Gar nichts.“

„Die Gendarmen aber? Sie sind doch mit hier?“

„Sie sind hier. Sie sagen aber, die Sache gehe sie nichts weiter an.“

„Wo ist der Gefangene?“

„Im Zimmer dort mit den Russen und dem Hinkerding.“

„Und die Gendarmen?“

„In diesem Augenblicke bei ihren Pferden im

Stalle. — Aber Freund Kiesel, wozu alle Eure Fragen?"

„Der Gefangene der Russen ist nicht der Herr von Griesen, der nach Sibirien soll, sondern wirklich der Baron Formbach, ein wenigstens für die Russen ganz unschuldiger Mensch, den sie sich für den Herrn von Griesen haben aufbinden lassen."

„Und Ihr wollt ihn von ihnen befreien?"

„Er darf doch nicht nach Sibirien."

„Habt ihr den Rechten bei der Hand?"

„Der ist ihnen durchgegangen."

„Hm, Kieselchen, dann hättet Ihr Euch den Weg hierher sparen können."

„Wir werden sehen."

„Ihr kennt die Russen nicht, Freund Kiesel. Was die einmal haben, das geben sie nicht wieder heraus."

„Haben, haben!" rief der Herr Kiesel. „Noch sind wir hier in Preußen."

„Was fragen sie nach Preußen?"

„Wir wollen sehen. Ruft mir die Gendarmen."

„Ich werde sie Euch rufen, Kieselchen," sagte der Herr Habedank. „Aber Eins laßt Euch gesagt sein:

den Gefangenen bekommt Ihr nicht wieder heraus. Eher nimmt der Petersburger Staatsrath sein Pistol und schießt ihm eine Kugel durch den Kopf."

„Dann lasse ich den Herrn Staatsrath sofort hier arretiren."

Der Herr Habedank lachte.

„Einen größeren Gefallen könntet Ihr ihm nicht erweisen."

„Er würde nach unsern guten preußischen Gesetzen geköpft werden."

Der Herrr Habedank wurde ernsthaft.

„Seid kein Narr, Kiesel. Denkt Euch in die Lage des Russen. Ihr solltet mit leeren Händen zurückkommen, und wie ein Schulbub' sagen: ‚Ich hatte ihn, aber ich ließ ihn mir von den Preußen wieder abnehmen.' Auf den Namen kommt es dabei nicht an."

Dem Herrn Kiesel trat etwas Schweiß auf die Stirn.

„Ruft mir die Gendarmen her," sagte er noch einmal.

Der Herr Habedank ging.

Der Herr Kiesel trocknete sich die Stirn.

„Der Habedank hat Recht," sagte er zu dem Kadetten.

„Was wollen Sie thun, Herr Kiesel?" fragte der Kadet ihn.

„Was thäten Sie, junger Herr?"

„Das ist eine schlimme Lage, Herr Kiesel."

„He, denken Sie sich, Sie müßten sich vor Ihrer Cousine Agathe verantworten, oder vor dem kleinen blonden Fräulein."

„Teufel," rief der Kadet, „ich käme dem Russen zuvor und schösse ihn nieder."

„Ja, ja," sagte der Herr Kiesel. „Sie können das! Sie tragen Uniform! Solch ein bunter Rock hat verteufelte Privilegien. Ihnen würde man nichts thun, selbst wenn Sie einen russischen Staatsrath niederschössen. Aber mich würden sie zur Satisfaktion für den verdammten Russen hängen."

Der Herr Habedank kam mit den beiden Gendarmen zurück.

Der Herr Kiesel wandte sich an den Wachtmeister.

„Sie kennen mich, Herr Wachtmeister?"

„Herr Kiesel auf Dinglauken."

„Kennen Sie auch den Gefangenen dort in der Stube bei den Russen?“

„Baron Griesen aus Liefland.“

„Es ist ein Baron von Formbach aus Posen, preußischer Unterthan.“

„So behauptet er.“

„So ist es. Wollen Sie mir nicht glauben, im Kreideschen Kruge sind ein halbes Dutzend Menschen, die ihn kennen.“

„Aber die sind nicht hier.“

„Dafür ist Einer hier, der es sofort bezeugen kann. Herr von Hagen, Kadet aus Berlin, Neffe des Regimentskommandeurs in Tilsit.“

Der Kadet trat vor.

Mit ihm der zweite Gendarm.

„Herr Wachtmeister, ich habe den Herrn Junker bei dem Herrn Obersten gesehen.“

„Und der Herr Junker,“ fragte der Wachtmeister, „können bezeugen, daß der Gefangene nicht der Herr von Griesen ist?“

„Es ist der Herr von Formbach,“ sagte der Kadet, „so wahr ich der Kadet Alfred von Hagen bin.“

„Eine verdammte Geschichte!“ sagte der Wachtmeister.

„Ja,“ sagte der kecke Kadet, „man hat Sie angeführt, braver Wachtmeister.“

Da wurde der Wachtmeister braun im Gesicht vor Zorn.

„Herr Junker, halten zu Gnaden, ein königlicher Wachtmeister läßt sich nicht anführen.“

„Himmeldonnerwetter!“ fluchte der Herr Kiesel leise, aber desto ingrimmiger in sich hinein. „Verdirbt der vorlaute Bursch die ganze Geschichte!“

„Gehen wir!“ sagte der Wachtmeister zu seinen Gendarmen. „Uns ist ein Baron Griesen überwiesen. Wir haben einen Baron Griesen an die Russen abgegeben! Das Weitere geht uns nichts an. Wir sind keine Angeführte!“

„Narren führt man an!“ brummte der brave Wachtmeister noch in seinen Bart.

Und damit wollte er gehen.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage, Herr Wachtmeister,“ sagte der Herr Kiesel.

Er sprach es sehr höflich.

„Ihnen stehe ich immer zu Diensten," war die nicht minder höfliche Antwort.

„Hm, Herr Wachtmeister," fragte darauf der Herr Kiesel weiter, „haben Sie den Gefangenen schon förmlich den Russen überliefert?"

Der Wachtmeister stutzte bei der Frage.

„Förmlich, meine ich," wiederholte der Herr Kiesel.

„Förmlich?" fragte der Wachtmeister sich selbst.

„Haben Sie einen Empfangsschein von den Russen erhalten?"

„Noch nicht," war darauf die Antwort.

„Hm, hm!" machte bedenklich der Herr Kiesel.

„Wir reiten," sagte der Wachtmeister, „bis zur Grenze mit."

„Und da?"

„Sollten die Russen mir in meinem Rapportbuch quittiren."

„Steht denn in Ihrem Rapportbuche der Befehl zur Ablieferung?"

Der Wachtmeister schwieg, indem er nachsann.

„Hm, Herr Wachtmeister, haben Sie überhaupt

einen Befehl, daß Sie Jemanden an die Russen abliefern sollten? Sie, Sie selbst?"

„Nein," war die sehr kleinlaute Antwort.

„Darf ich Sie fragen, wie Ihr Befehl lautet?

„Mein Befehl lautet, mit dem Wagen des Herrn Landraths zum Kreideschen Kruge zu fahren und dort auf den Herrn Landrath zu warten, der mit dem Auszuliefernden nachkommen werde. Unterdeß war die Memel losgegangen."

„Und der Herr Hinkerding sagte Ihnen, der Gefangene sei in Tilsit entsprungen?"

„Ja."

„Und dann, er sei im Kruge?"

„Und er zeigte ihn uns und sagte, es sei nothwendig, sofort mit ihm und den Russen abzufahren; im Kruge könnten sonst noch Weitläufigkeiten entstehen; die Frau von Griesen sei da, noch Andere, die für den Gefangenen sich interessirten; die Memeler Herren seien verwegen. Und so —"

„Nahmen Sie sogar einen ganz Fremden für den Herrn von Griesen. Aber darin, Herr Wachtmeister, war der Dorfgerichtsschreiber Hinkerding angeführt,

nicht Sie, und ich bin überzeugt, der Herr Kadet, der sich unrichtig ausdrückte, wird Ihnen eine vollständige Erklärung geben."

Der Kadet war schon da, sogar mit seiner Hand, die der Junker dem Wachtmeister reichen wollte.

„Lieber Herr Wachtmeister, ich hatte Ihnen wahrhaftig nicht zu nahe treten wollen. Es war ein unbewachter Ausdruck von mir —"

Das war dem braven Gendarmen zu viel.

„Gnädiger Herr Junker, Sie verzeihen mir doch —"

Die Hand wagte er nicht anzunehmen.

Der Herr Kiesel machte seiner Verlegenheit ein Ende.

„Der verdammte Dorfgerichtsschreiber Hinkerding trägt an allem die Schuld."

„Den falschen Burschen soll" — schwor der Wachtmeister in sich hinein.

„Aber was werden Sie jetzt thun, Herr Wachtmeister?" sagte der Herr Kiesel.

„Mit dem Gefangenen zum Kruge zurückkehren, bis der Herr Landrath kommt."

„Sie wollen ihn also nicht ausliefern?"

„Mein Befehl lautet ja nicht darauf.“

„Ich glaube, daß es so ganz korrekt wäre, Herr Wachtmeister. Aber es hat sein Bedenken.“

„Bedenken?“

„Meinen Sie, die Russen würden Ihnen den Gefangenen gutwillig zurückgeben?“

„Noch sind wir in Preußen, Herr Kiesel!“

„Sie glauben sich auch hier Herren.“

„Dann haben wir die Gewalt.“

„Ja, ja. Aber nehmen Sie sich dabei doch in Acht, daß man Ihren Gefangenen nicht vor Ihren Augen todt schießt. Die Russen sind rabiat und wollen nie Unrecht haben.“

Der Wachtmeister wurde wieder nachdenklich.

Der Herr Hinkerding trat aus dem Zimmer der Russen.

Er verschwand, als er den Herrn Kiesel und den Kadetten sah.

Er wollte sich unbefangen an den Wachtmeister wenden.

Der Herr Kiesel kam ihm zuvor.

„Wie viel haben Sie von den Russen bekommen, Hinkerdingchen?“

Der Wachtmeister horchte auf.

Der Dorfgerichtsschreiber stotterte: „Ich, — ich — Herr Kiesel —“

„Ah, man hat noch nichts, Herr Hinkerding. Dann möchte ich Ihnen doch rathen, sich jetzt gleich zahlen zu lassen, es könnte sonst zu spät sein.“

„So, so! So steht es?“ sagte ingrimmig der Wachtmeister.

„Gendarm Wacker, kommen Sie!“ wandte er sich an seinen Kameraden. „Sie nehmen den Gefangenen, und wenn sich Ihnen Jemand widersetzen will, den strecken Sie mit dem Bajonnett nieder. Ich —“

Der Gendarm hatte seinen, mit dem Bajonnett versehenen Karabiner bei sich.

Der Wachtmeister zog ein Pistol hervor, spannte den Hahn.

Beide gingen in das Zimmer der Russen.

Der Herr Hinkerding wollte ihnen den Weg vertreten.

„Wachtmeister, wir wollten ja aufbrechen. Ich wollte es Ihnen sagen. Ihre Pferde —"

Da donnerte der Wachtmeister das berühmte „Zurück!" der preußischen Gendarmen, und selbst der Dorfgerichtsschreiber Hinkerding flog zurück.

Die Thür des Zimmers ließen die Gendarmen hinter sich offen.

Der Herr von Formbach saß, den Kopf in beiden Händen, an einem Tische.

Die beiden Russen standen nicht weit von ihm im Gespräch beisammen.

Es begab sich Folgendes:

Die beiden Gendarmen traten schweigend ein.

Der Gendarm Wacker schritt auf den Herrn von Formbach zu.

Er hielt seinen Karabiner mit dem Bajonnett zum Angriff.

Der Wachtmeister stellte sich mit seinem gespannten Pistol unmittelbar an die Seite der beiden Russen.

„Folgen Sie mir," sagte der Gendarm Wacker zu dem Gefangenen.

Der Herr von Formbach erhob sich.

„Noch nicht!“ herrschte ihnen der Petersburger Staatsrath zu.

„Gerade jetzt!“ sagte ruhig der Wachtmeister.

Mit einem russischen Fluche fuhr der Staatsrath nach seiner Brust.

Er trug dort seine Pistolen.

„Herr, rühren Sie sich nicht!“ hielt der Wachtmeister ihm sein Pistol vor.

„Schurke!“ rief der Russe; aber er ließ die Hand sinken.

„Panie!“ rief er dann dem Dorfgerichtsschreiber zu.

Er verstand wohl nur die wenigen deutschen Worte, die er gesprochen und gehört hatte. Der Dorfgerichtsschreiber sollte ihm helfen.

Der Herr Hinkerding stand in großer Verlegenheit.

„Gehen Sie doch, Hinkerdingchen!“ sagte ihm der Herr Kiesel.

Hinkerding ging, aber nicht in das Zimmer der Russen. Er eilte der Hausthür zu.

Das sahen die Russen, und sie waren Beide hinter ihm drein.

„Schurke, das Geld heraus!"

Sie konnten doch noch mehr deutsch.

Sie holten den armen Herrn Hinkerding wieder ein.

„Rasch, meine Herren!" rief der Herr Kiesel den Gendarmen zu.

Sie kamen mit dem Gefangenen.

„In unsern Wagen!"

Der Wachtmeister brachte den Gefangenen in den Wagen, setzte sich zu ihm.

„Sie reiten mit den Pferden zur Seite," befahl er dem Gendarmen Wacker.

Der Gendarm Wacker holte die Pferde.

Der Herr Kiesel und der Kadet nahmen ebenfalls Platz in dem Wagen.

Als Jurgies die Pferde antreiben wollte, hielt er plötzlich die Peitsche zurück, indem er mitleidig rief:

„Das arme Herrchen Dorfgerichtsschreiberchen kriegt Schläge und verdient kein Geldchen!"

Es war so.

Die beiden Russen hatten den Herrn Hinkerding eingeholt. Es war eine rasende Hetze gewesen. Die beiden Herren rannten wie besessen, sie rannten für ihr Geld.

Der Herr Hinkerding erhielt Hiebe, bis er die fünfundzwanzig Rubel herausgegeben hatte, und dann erhielt er noch mehr.

„Das arme Herrchen," sagte Jurgies noch einmal, indem er auf seine Pferde einhieb.

„Er bekommt seinen Lohn."

Der Herr von Formbach glaubte sprechen zu müssen. Er wandte sich an den Herrn Kiesel und den Kadetten:

„Meine Herren, Sie haben mich gerettet! Ich werde Ihnen ewig dankbar bleiben. Ich —"

Der Herr Kiesel unterbrach ihn:

„Mein Herr, wir haben Sie wahrhaftig nicht um Ihretwillen gerettet. Haben Sie die Güte, unsern Schlaf nicht zu stören!"

„Schlafen wir, mein braver Kadet!" sagte er dann zu dem Kadetten.

Er legte sich in die Ecke des Wagens zurück und schlief ein.

Der Kadet schien bald nach ihm gleichfalls zu schlafen.

Sie waren wohl Beide müde genug.

Die Nacht war zu Ende. Die Sonne ging gerade auf.

X.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie an dem Kreideschen Kruge wieder anlangten.

Das Eis auf der Memel trieb noch; aber die Schollen schwammen ruhig und still den Strom hinab; es durfte nur kein Fahrzeug sich zwischen sie wagen, sie hätten es mit sich fortgerissen, vielleicht gar zerdrückt. Das geräuschvolle Stoßen und Drängen des Eises hatte aufgehört. Man konnte, wenn auf dem einen Ufer gerufen wurde, es auf dem andern hören; wenn durch Sprachrohre gerufen wurde, es auch verstehen. Menschen mit Sprachrohren standen auf beiden Ufern.

Auf dem Hofe vor dem Kruge war es lebendig. Alle Gäste des Kruges wollten neugierig und ungeduldig wissen, wann sie von hier erlöst werden, ihre Reise fortsetzen könnten.

Nur die Memeler Herrschaften waren noch nicht

da. Die Herren schliefen wohl noch. Sie hatten lange und viel dem Champagner des Herrn Kreide zugesprochen. Die Damen — wir wissen nicht, was sie thaten; es kommt auch wohl nicht darauf an.

Der Herr Kiesel hatte schon von Weitem die Menschen vor dem Kruge gesehen.

„Jurgies, halte hinter der Remise," befahl er seinem Kutscher.

Jurgies fuhr hinter die Remise.

Vom Hofe aus sah man den Wagen nicht mehr.

Der Herr Kiesel sprach:

„Wir brauchen den Leuten nicht zum Schauspiel zu dienen. Bringen Sie Ihren Gefangenen durch die Hinterthür ins Haus, Herr Wachtmeister. Ich folge Ihnen. Sie, mein junger Herr Kadet, werden wohl gleich medias in res, mitten unter die Leute wollen. Wir sehen uns wieder."

Der Kadet ging auf den Hof, mitten unter die Menschen, und freilich auch mitten in allerlei Geschichten hinein.

Seine beiden Cousinen, Agathe und Hedwig, waren auch da; sie sahen ihn.

Aber der strenge Blick Fräulein Agathens glitt über ihn hinweg, als habe sie ihn nicht gesehen, und das blonde Fräulein wandte sich gar zornig ganz zur Seite.

„Was ist denn da vorgefallen?“ fragte sich verwundert, betreten der Kadet.

Er ging an die beiden Damen heran; sie blieben stehen, wie sie standen.

„Guten Morgen!“ sagte er.

Er erhielt keine Antwort.

Er wandte sich an das blonde Fräulein.

„Habe ich Dir etwas gethan, Hedwig?“

„Mir nichts.“

„Aber was habt Ihr denn?“

„Nichts.“

„Ei, zum Kuckuck!“ rief der Kadet.

Er wollte ungeduldig gehen.

„Wo warst Du heute Nacht?“ fragte ihn Fräulein Hedwig, sehr kurz, sehr vornehm.

„Mit dem Herrn Kiesel —“

„Ah, bei dem!“

„Der Herr Kiesel ist ein Ehrenmann!“

„Und Du —“

Das kleine Fräulein brach ab.

„Und ich?" rief der Kadet. „Wer bin ich?"

„Geh," rief das Fräulein. „Ich will nichts mehr von Dir wissen!"

Sie ging trotzig zum Hause.

Der Kadet wollte ihr folgen,

Fräulein Agathe hielt ihn zurück.

„Bleib, ich habe Dir etwas zu sagen."

Auch sie sprach so kurz, kalt von oben herab.

Der Kadet hatte auch seinen Trotz.

„Was wäre es?" sagte er eben so kurz.

„Wo ist der Herr von Formbach geblieben?"

„Das ist es?" fragte der Kadet, aber nur sich selbst.

Ein Stein fiel ihm nicht vom Herzen, denn er hatte kein Schuldbewußtsein. Aber sein Aerger und Trotz verwandelten sich in Humor.

„Interessirt Dich der Herr von Formbach so sehr?" sagte er.

„Ehre und Recht interessiren mich."

„Ah, potztausend, und was hätte mit ihnen der Herr von Formbach zu thun?"

„Wo warst Du?“ fragte das Fräulein.

„Ich sagte es Hedwig schon: mit dem Herrn Kiesel.“

Fräulein Agathe fuhr oder zuckte auf.

„Der frivole Mensch!“

„Alle Wetter, Agathe, ich glaube, er betet Dich an!“

Fräulein Agathe wurde doch ein wenig roth; desto strenger sprach sie weiter.

„Er ist ein frivoler Mensch, dem nichts heilig zu sein scheint.“

„Wenigstens von der Ehe will er nichts wissen, Fäulein Agathe!“

„Bleiben wir bei der Sache. Was ist aus dem Herrn von Formbach geworden?“

„Hm, liebe Agathe, ich könnte Dir aus der Bibel antworten: wer hat mich zum Hüter des Herrn von Formbach bestellt?“

Das kleine blonde Fräulein war leise zurückgekommen, stellte sich halb hinter den Kadetten; sie schien wissen zu müssen, was sich weiter begeben werde. Aus Neugierde, um mit anzuklagen und zu verurtheilen,

oder um zu vertheidigen und zu beschützen, wer kann es wissen?

Der Kadet that, als sehe er sie nicht, und fuhr fort:

„Ich will Dir aber ähnlich antworten: Was geht mich der Herr von Formbach an?"

„Du willst mir ausweichen! So muß ich Dich geradezu fragen: Ist der Herr von Formbach an die Russen ausgeliefert oder nicht?"

„Der Herr von Formbach an die Russen ausgeliefert?" sagte der Kadet.

„Anstatt des Herrn von Griesen! Ja oder Nein!"

„Ja!"

„Und von wem?"

„Der Herr Kiesel —"

„Also doch! Und in die nichtswürdige Intrigue, in den Verrath, in den abscheulichen Menschenhandel wurde die arme unschuldige Mamsell Kreide hineingezogen. Sogar ich selbst mußte widerwillig meine Hand zu einem Verbrechen leihen! O, wie hasse, wie verabscheue ich diesen Menschen, der ein so braves, gerades, wohlwollendes Herz zu heucheln wußte. Und auch Du —"

„Sprich Dich aus, Agathe!“

„Ich glaube, Du hast noch Hohn!“

„Du bist ein abscheulicher Mensch!“ sprang in vollem Zorne Fräulein Hedwig vor.

„Und Du bist mein reizendes Cousinchen!“ lachte fröhlich der Kadet.

„Du bist ein Scheusal!“ rief das reizende Cousinchen.

Der Kadet wurde ernsthaft.

„Darf ich sprechen?“

„Was könntest Du zu sagen haben? Warst Du nicht mit ihm? Sein Helfershelfer? Kommst Du nicht mit ihm von der Grenze? Wolltet Ihr Euch nicht überzeugen, ob Euer Menschenhandel gelungen war?“

„Aber wenn ich sprechen soll, so laßt mich zu Worte kommen.“

„Sprich!“

„Der Herr von Griesen war hier. Die Russen und Gendarmen waren ihm auf der Ferse. Er war verloren ohne die Unterschiebung des Herrn von Formbach.“

„Sie war ein Verbrechen!“ sagte das strenge Fräulein.

„Sie war nicht einmal ein Wagniß, mein gestrenges Fräulein. Gleich hinter den Russen her fuhren wir zur Grenze.“

„Du und Dein Herr Kiesel!“

„Ja. Und in Laugsargen waren wir bei ihnen und — damit ich die Geschichte kurz erzähle, der Dorfgerichtsschreiber Hinkerding, der eigentliche Verräther, wurde von den Russen weidlich durchgeprügelt, und der Herr von Formbach ist wieder hier, und wenn er Angst ausgestanden hat, so hat der schlechte Mensch es tausendfach verdient durch all' das Leid und den Jammer, die er über arme, brave Herzen gebracht hat, über Deine eigene Schwester — und wenn Du ihn von den Gendarmen befreien willst, die ihn noch als den Herrn von Griesen bewachen, so brauchst Du nur zu ihnen hingehen, oder sie zu Dir rufen zu lassen, und Zeugniß für ihn abzulegen, daß er der veritable Baron von Formbach ist, der Deine arme Schwester unglücklich gemacht hat.“

Das blonde Fräulein war dem Kadetten schon

um den Hals gefallen. Sie weinte bittere und süße Thränen.

„Alfred, kannst Du mir verzeihen? Ich habe Dir so schweres Unrecht gethan!“

Der Kadet nahm die Gelegenheit wahr, ihr einen herzhaften Kuß auf die reizenden kirschrothen Lippen zu drücken.

„O, wie danke ich Dir, mein liebes Mühmchen.“

„Daß ich Dich für einen so recht schlechten Menschen hielt?“ lachte Fräulein Hedwig.

Fräulein Agathe aber trat ernst zwischen sie.

„Gebt die Kindereien auf und —“

„Kindereien!“ lachte der Kadet vergnügt in sich hinein.

Das blonde Fräulein rümpfte die Nase.

Fräulein Agathe fuhr ernster fort:

„Und Alfred, ich hatte Dir Unrecht gethan, aber der Mensch muß auch den Schein meiden.“

Sie reichte ihm ihre Hand.

Der Kadet nahm sie, sagte aber zu der strengen Dame:

„Agathe, da kommt Jemand, dem Du wohl etwas

herzlicher abbitten könntest, daß Du ihn mit seinem redlichen und edlen Herzen einen frivolen Menschen nanntest, dem nichts heilig sei."

Der Herr Kiesel kam aus dem Hause, schritt geraden Weges auf Fräulein Agathe zu. Er sah sehr ernst aus.

Fräulein Agathe wechselte die Farbe, kämpfte mit sich, konnte nicht sogleich einen Sieg erreichen, einen Entschluß fassen.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte der Herr Kiesel zu ihr, „gestatten Sie mir, eine dringende Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen?"

Das Fräulein wurde durch die ernste, ruhige Anrede verlegen. Sie verbeugte sich stumm.

„Ich wollte," fuhr der Herr Kiesel fort, „auch noch Mamsell Karolinchen zu Ihnen führen; sie ist ein sehr verständiges Mädchen, die immer das Richtige zu treffen weiß. Ich fand sie aber nicht, und so — Indeß, mein gnädiges Fräulein, ich vertraue vollständig Ihrer Einsicht und Ihrem Herzen, daß Sie in dieser Angelegenheit den rechten Weg finden und mir zeigen werden.

Es handelt sich um das fernere Schicksal der Frau von Formbach."

Fräulein Agathe hatte ihren Sieg errungen, den Sieg des milderen, gütigen, weiblichen Herzens über Stolz, Strenge, Herbheit. Und er hatte auch ihr Thränen in die Augen gedrängt.

„Mein Herr," sagte sie, „bevor wir von der unglücklichen Frau sprechen, lassen Sie mich eine Pflicht gegen Sie erfüllen."

„Gegen mich, mein gnädiges Fräulein?"

Der Herr Kiesel sagte es verwundert, aber sein Lächeln strafte seine Verwunderung Lüge, und das Fräulein mußte das Lächeln nicht frivol finden.

Sie fuhr herzlich fort. Um Herzlichkeit hatte ja auch der Kadet sie gebeten.

„Mein Herr, ich hatte einen ungerechten Verdacht gegen Sie. Es bedurfte nur weniger Worte meines Vetters, ihn zu zerstreuen. Es ist mir eine aufrichtige Freude, Ihnen dies zu erklären, und —"

Sie wollte noch etwas hinzusetzen, Sie mochte fühlen, daß viele oder noch mehrere Worte über den

an sich peinlichen Gegenstand dem Herrn Kiesel noch peinlicher sein müßten.

Sie reichte ihm statt weiteren Redens die Hand, ehrlich, frei, zutrauensvoll.

Der Herr Kiesel war roth geworden, wie ein Knabe, und in seiner Weise sagte er höflich zu der Dame:

„Hm, mein liebes gnädiges Fräulein, könnten Sie wohl einmal Herr Kiesel zu mir sagen? Sie haben den Namen noch nicht ausgesprochen."

Das Fräulein mußte beinahe lachen; aber es kam zu schnell das Roth werden jetzt über sie, und wohl damit man nicht darauf achten sollte, sagte sie geschwinde:

„Was haben Sie denn dabei, Herr Kiesel?"

Und der Herr Kiesel, der ihre Hand genommen hatte, um sie höflich zu seinen Lippen zu führen, drückte sie warm und innig, und sagte:

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein. Und nun, darf ich mit Ihnen über die arme Margaretha Formbach sprechen?"

„Sprechen wir über sie, Herr Kiesel.“

„Die Stunde der Entscheidung naht für sie. Bis Mittag kann der Strom vom Eise frei sein, daß Nachen und Kähne ihn passiren dürfen. Der Wille der Unglücklichen —“

„Steht unerschütterlich fest,“ antwortete Fräulein Agathe. „Doch ich meinerseits — ich hatte harte Worte über die Frau gegen Sie ausgesprochen, Herr Kiesel —“

„Ihr Herz hatte keinen Antheil daran, mein Fräulein.“

„Doch, bis Sie es für die Milde, für das Mitleiden empfänglich machten. Ich bot seitdem Alles auf, sie zu einem andern Entschlusse zu bewegen. Ich bat sie, Ihre, unsere Hülfe anzunehmen; Sie würden sie einstweilen in Sicherheit bringen, von anderen Seiten werden dann Schritte für ihre Begnadigung, oder für eine Revision ihres Prozesses geschehen. Sie wies Alles zurück. Sie meinte nur, sie müsse wieder in das Zuchthaus. Dort allein finde sie Ruhe. Sie habe draußen in der Welt nur fremde Menschen, an die sie sich nicht mehr anschließen könne. In den Mauern des

Zuchthauses sei ihr Herz. Ja, mein Herz, sagte sie. Dort, nur dort sind Stellen, an denen ein Herz in Liebe zu mir schlug, ein muthiges, edles, treues Herz! Dort muß mein Herz ihm nachweinen. Ich kann kein anderes Glück mehr finden. Das waren ihre Worte, und —"

„Ich bringe sie in das Zuchthaus zurück," sagte der Herr Kiesel. „Und sie soll glücklich darin werden, nicht blos durch Weinen. Sie soll die Lehrerin des Zuchthauses werden für die vielen Unglücklichen ihres Geschlechtes, die nur der Lehre und des Beispiels eines gebildeten, edlen Herzens bedürfen, um der Tugend zurückgegeben zu werden. Ich habe Bekanntschaft und Einfluß genug, um das durchzusetzen."

„Wie konnte ich Sie verkennen," mußte das Fräulein doch noch einmal sagen, und sie mußte dem Herrn Kiesel dabei noch einmal die Hand reichen.

Und er sagte, aber indem er den Blick von ihr abwenden mußte:

„Hm, hm, ich wollte, sie könnte unser gemeinschaftlicher Schützling bleiben."

Da mußte der kecke Kadet laut lachen und zu dem blonden Fräulein halb laut sagen:

„Du, Hedwig, er hält das Heirathen für Unsinn!“

Der Herr Kiesel aber ging still mit Fräulein Agathe zu der unglücklichen Margaretha Formbach.

XI.

Einige Stunden später, um zwei Uhr Nachmittags, sah man eine kleine Völkerwanderung aus dem Kreide-schen Kruge nach der Fahrstelle an der Memel.

Der Eisgang auf dem Strome war völlig vorbei; nur noch vereinzelte Eisschollen trieben hin und wieder; sie hätten auch einem kleineren Nachen keine Gefahr bringen können.

Der Herr Kreide hatte seine Prahmen, Boote und Nachen auf das Wasser schaffen lassen. Von drüben aus sandte man Prahmen und Boote zur Aushülfe herüber. Durch die Sprachrohre hatte man hüben und drüben sich verständigt. In dem Kreide'schen Kruge war Alles ungeduldig; Keiner wollte hinter dem Andern zurückbleiben.

Die russische Post wurde natürlich zu allererst befördert. Ein russischer Courier machte weidlich Gebrauch

von seinem russischen Privilegium, auf das preußische Hundewesen schimpfen zu dürfen, das ihn vierundzwanzig Stunden lang in einem Hundeneste aufgehalten habe. Ein französischer Koch mit seiner Familie, der zwanzig Jahre in Moskau seine edle Kunst ausgeübt, und mit seinem erworbenen Vermögen auf der Rückkehr in die Heimath begriffen war, natürlich Marquis, brachte zu dem russischen Schimpfen französisches Achselzucken über ces têtes carrées allemandes hinzu. Handlungsreisende fluchten und wetterten; ein paar russische junge Damen stöhnten, ihre Mutter wickelte sie in Pelze ein und meinte, um auf der Memel zu frieren, hätte man die Wolga nicht zu verlassen brauchen.

Den Russen folgten die Memeler, die Russisch werden wollten. Madame Brand und besonders Miß Sarah Oelschläger hatten sich von den Schrecken und Aengsten der Nacht völlig, die Herren von dem Champagner bis auf „die verdammten Kopfschmerzen" erholt.

Die vier L'hombrespieler kamen. Sie hatten in die Nacht hinein gespielt, bis längst nach Mitternacht die Memeler Herren, die ihr Nachtlager trotz alledem in

dem Gastzimmer nehmen mußten, ihnen mit Umwerfen des L'hombretisches drohten, wenn sie nicht aufhörten. Des Morgens vor Acht saßen sie doch schon wieder bei ihren Karten, und sie fluchten beinahe wie die Russen, als sie aufhören mußten, um mit über den Strom zu kommen. Nachdem sie dann aber einmal die Karten weggelegt hatten, sah man den alten Herrn Hoffmann am Arme seiner Frau, und er tröstete die trauernde Mutter auf das liebevollste und zärtlichste über den Tod des einzigen Sohnes, den sie gestern begraben hatten, und ihm selbst standen die Thränen in den Augen, daß die Mutter wieder ihn trösten mußte.

Der Baron von Rothenberg kam mit seinen beiden Töchtern, der kranken Mathilde und der blonden Hedwig. Der Kadet Alfred von Hagen führte seine leidende Cousine so zärtlich und aufmerksam, als wenn sie seine Liebe sei; das blonde Fräulein belohnte ihn dafür mit ihren zärtlichsten Blicken.

Der Anblick des Herrn von Formbach war der Kranken und ihren Angehörigen erspart. Den Gendarmen wurde bald nach der Rückkehr aus Laugsargen durch eine Masse Zeugen im Kruge klar gemacht, daß

der Herr von Formbach schon dagewesen sei, als der Herr von Griesen noch an der deutschen Kirche in Tilsit gestanden habe, und daß sie selbst ihn hätten sehen müssen, wenn sie auf ihn geachtet hätten. Sie hatten ihn darauf entlassen, und er hatte Gott oder dem Teufel gedankt, daß er vor Sibirien gerettet sei. Damit hatte er schon am frühen Morgen den Krug verlassen, wohin, wußte man nicht; es war auch wohl Niemand begierig darauf, es zu wissen.

Die von ihm entführte junge Dame blieb im Kruge bei Mamsell Karolinchen, bis ihre Verwandten aus Mitau sie abholen würden.

Fräulein Agathe war nicht bei den Ihrigen.

Auch den Herrn Kiesel sah man nicht.

Und auch die Frau in der Zuchthauskleidung, die eine vornehme Dame sei, und nach der daher manche neugierigen Augen sich umschauten, suchte man vergebens.

Dagegen sah man den Wagen des Herrn Kiesel fest verschlossen, in eine der großen Prahmen fahren. In dem Innern des Wagens befanden sich Fräulein Agathe und Margaretha Formbach.

Ihre Zuchthauskleidung hatte die unglückliche Frau auch nur für einen Augenblick nicht ablegen wollen.

„Auch die Menschen dürfen mich darin sehen," hatte sie gesagt.

Aber sie wollte den Schein vermeiden, als fordere sie die Neugierde der Menschen heraus.

Fräulein Agathe war mit ihr einverstanden, wollte sie nicht verlassen, fuhr mit ihr in dem verschlossenen Wagen.

Der Herr Kiesel führte die beiden Frauen hin.

Mamsell Karolinchen begleitete sie, die Vielbeschäftigte konnte nur bis an den Wagen mit ihnen gehen. Sie nahmen herzlichen Abschied von ihr.

„Ich sehe Sie auf der Rückreise wieder," sagte Fräulein Agathe.

„Wir werden uns nicht wiedersehen," sprach Margaretha Formbach.

Eine erhabene Ruhe lag auf ihrem Wesen; ihr bleiches, edles Gesicht war wie von dem Glorienscheine einer Märtyrin umgeben.

„Wir werden uns nicht wiedersehen. Ich werde das Zuchthaus nicht mehr verlassen. Ich kehre gerne

dahin zurück, mit einem doppelten erhabenen Bewußtsein, mit dem, daß ich Menschen gefunden habe, die mich achten und lieben, und mit dem, daß es mir vergönnt sein wird, Gutes zu wirken. Für Beides danke ich Ihnen mit meinem ganzen Herzen."

Thränen wollten fast ihre Stimme ersticken.

Sie nahm sich zusammen.

„Leben Sie wohl, mein liebes, gutes Kind!" sagte sie zu Mamsell Karolinchen.

Die brave Mamsell weinte ihre bittersten Thränen.

„Und," fuhr Margaretha fort, „lassen Sie mich gleich hier von Ihnen Abschied nehmen, mein verehrtes Fräulein Agathe. Später möchte mir das Herz zu schwer werden. Bewahren Sie mir immer ein freundliches Andenken in Ihrem edlen Herzen."

Sie drückte Beiden die Hände.

Dann wollte sie sich an den Herrn Kiesel wenden.

Aber der Herr Kiesel, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, sagte:

„Mir wird das Herz im Zuchthause schon schwer genug werden. Ich bringe Sie dahin."

Er verschloß den Wagenschlag.

Der Wagen fuhr zu dem Strome.

Die beiden Frauen saßen stumm beisammen.

Auf dem Wasser entstand dann noch lautes Leben.

Schon gleich nachdem die verschiedenen Prahmen, Boote und Nachen vom Ufer abgestoßen waren, sah man drüben auf der Tilsiter Seite einen großen, mit vier Pferden bespannten Reisewagen langsam aus der Straße zum Ufer und hier in einen der großen Prahmen, die auf dem Wasser lagen, hineinfahren.

„Eilige Reisende, wie wir," dachten die Fahrenden auf der Memel, die so eben den Kreideschen Krug verlassen hatten, und legten weiter kein besonderes Gewicht auf das was sie sahen.

Die Memeler Herrschaften natürlich erst recht nicht.

Da kam ein zweiter, großer, vierspänniger Reisewagen aus der Stadt zum Vorschein; ihm folgte sofort ein dritter.

„Das sind königliche Equipagen!" rief es auf der Flotille, die von dem Memelkruge kam.

„Der Kronprinz fährt ab!"

„Ohne unsere Ankunft abzuwarten!" riefen die Memeler.

„Der Kronprinz fährt ab, seine Reise nach Petersburg fortzusetzen.“

Dem Wagen folgte er zu Fuße, umgeben von einer Masse von Uniformen aller Art.

Die Kronprinzessin kam in einem Stadtwagen.

„Herr des Himmels, mein Kronprinz! Ich sterbe!“ schrie Miß Sarah.

„Umkehren!“ riefen die Memeler Herren ihren Ruderern zu.

Aber in dem Schiffe, in dem die Memeler sich befanden, waren auch Russen.

„Voran!“ befahlen die Russen.

„Zurück! Zurück!“ riefen die Memeler.

Die Memeler Herren hatten Geld, hatten bei Kreide den theuren Champagner getrunken.

Die Ruderer machten Miene umzukehren.

Da zog einer der Russen sein Pistol hervor, spannte es und trat zu dem ersten der Ruderer und sprach:

„Verfluchter Sohn einer Hündin, wenn Du umkehrst, so jage ich Dir eine Kugel durch den Kopf!“

Ein zweiter Russe trat zu einem zweiten Ruderer:

„Hund, und ich Dir!“

Die Russen sahen aus, wie Leute, die entschlossen sind, ihre Worte wahr zu machen.

Die Ruderer ruderten weiter.

„Meine Herren, ich muß ja meinen Kronprinzen sprechen!“ wühlte Miß Sarah in ihren Locken.

„Ob wir ihnen sagen, daß wir ja russisch werden wollen?“ berieth sich der Herr Brand mit seinen Kollegen.

„Nein, nein!“ hieß es doch.

Das kronprinzliche Paar war unterdeß mit Gefolge und Dienerschaft in den großen Prahmen eingestiegen. Das Fahrzeug fuhr ab. Die Uniformen am Lande schwenkten Tschakos und Hüte und riefen Hurrah.

Der große Prahmen mit den kronprinzlichen Herrschaften fuhr auf der Mitte des Stromes an dem Kreide'schen Fahrzeuge vorüber.

Die Memeler riefen ebenfalls ihr Hurrah, und schwiegen davon, daß sie russisch werden wollten.

Miß Sarah stöhnte:

„Mein Kronprinz, o mein Kronprinz!

Das Tilsiter Ufer war erreicht.

Die Reisewagen wurden aus den Prahmen an das Land gebracht.

Auch der des Herrn Kiesel.

Der Herr Kiesel ging an ihn heran mit dem Kadetten, dem er einen Wink gegeben hatte.

Er öffnete den Schlag.

Fräulein Agathe stieg aus, auf den Arm des Herrn Kiesel gelehnt.

Das Fräulein reichte der Unglücklichen, die sie verließ, stumm die Hand. Lebewohl hatten sie sich ja schon gesagt.

Margaretha Formbach weinte stille Thränen.

Von dem Herrn Kiesel mußte Fräulein Agathe noch Abschied nehmen.

„Mein Herr —“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen.

Konnte sie ihm nicht in seine Augen blicken, die in den ihrigen den tiefsten Grund ihres Herzens erforschen wollten?

„Herr Kiesel —“ sagte sie, und sie hob muthig ihre Augen empor.

„Herr Kiesel, leben Sie recht wohl!“

Sie hielt ihm ihre Hand hin.

Da mußte er doch wirklich in ihren Augen etwas gelesen haben.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „geht der Herr Kadet mit Ihnen in das Bad?“

„Alle Wetter, nein!“ rief der Kadet, „ich muß ja in das verwünschte Kadettenhaus zurück.“

„Junger Herr,“ sagte ihm darauf der Herr Kiesel, „dann sind Sie wohl so freundlich, einen Augenblick auf die Seite zu treten.“

Der Kadet ging auf die Seite.

Und der Herr Kiesel schlug nun vor Fräulein Agathe die Augen nieder, drückte ihre Hand und sprach:

„Fräulein Agathe, darf ich Sie im Bade besuchen?“

Das Fräulein lispelte:

„Ja!“

„Junger Herr,“ sagte der Herr Kiesel zu dem Kadetten, „Sie können zurückkommen.“

Der Kadet kehrte zurück.

Der Herr Kiesel nahm auch von ihm Abschied, setzte sich dann zu Margaretha Formbach in den Wagen

und fuhr mit ihr zu dem abgebrannten Zuchthause in Ragnit.

Der Kadet führte seine Cousine zu den Ihrigen zurück.

„Agathe, ich habe doch gehört, was er Dir sagte."

Sie antwortete ihm nicht; sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Agathe, Dinglauken ist ein großes, unverschuldetes Rittergut."

Sie antwortete ihm nicht.

„Es gehört ihm!"

Sie blieb stumm.

„Er ist ein Ehrenmann; der Onkel in Tilsit hält große Stücke auf ihn."

Agathe antwortete ihm wieder nicht.

„Liebe Agathe, ihm ist Heirathen ein Unsinn!"

Da hatte das Fräulein eine Antwort:

„So?" sagte sie, als wenn sie das jetzt besser wüßte.

* * *

Drei Jahre nach den erzählten Begebenheiten wurde ich, der Erzähler derselben, nach Ragnit versetzt.

Das alte Schloß der deutschen Herren war als Zuchthaus wieder in den Stand gebracht.

Margaretha Formbach war noch darin, geschätzt als Lehrerin und Trösterin mancher Unglücklichen. Bleich und schön, wie immer, nicht mehr unglücklich. Ich sah sie oft; in einem Theile des Schlosses befanden sich die Kriminalgefangenen; sie lehrte und tröstete auch hier manche arme Frau.

Schon wenige Tage nach meiner Ankunft fand ich Besuch bei ihr, einen jovialen Herrn mit einem treuen Gesichte und eine sinnige Dame, deren Ganzes doch Herzlichkeit verrieth. Es war der Herr Kiesel mit seiner Frau. Seine Frau war Agathe von Rothenberg. Sie besuchten oft die Bewohnerin des Zuchthauses.

Ich blieb nur drei Jahre in Ragnit.

Zehn Jahre später wurde ich von Berlin nach Tilsit verbannt.

Das Zuchthaus war unterdeß von Ragnit nach Insterburg verlegt.

Margaretha Formbach war nicht mit nach Inster-

burg gewandert. Acht Tage vor der Uebersiedelung der Gefangenen war sie gestorben, sanft und ruhig.

Frau Kiesel war Mutter blühender Kinder.

Und der Herr Alfred von Hagen war Major in dem Litthauischen Dragonerregimente, und Hedwig von Rothenberg war zwar nicht mehr das blonde Fräulein, aber die reizendste Majorin, die man sehen konnte.

Auch Mamsell Karolinchen sah ich wieder. Sie war aber nicht mehr Mamsell Kreide, sondern auf einem der größten köllmischen Güter in der Tilsiter Niederung die tüchtige Köllmersfrau.

Memel ist noch immer preußisch, und will nicht mehr russisch werden.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

An der Memel Roman

Bd.: 2

Berlin 1872